

# Qube

## Zum Vögeln zu fertig

Ist Deutschland plötzlich prüde?



**Iran:**  
Gefangen, gefoltert, ermordet



**E-Bikes:**  
Strampeln unter Strom



**Wüstenstrom**  
Sahara-Energie für Europa



3 987654 321095

**Ausgabe 0**  
30.06.2010, 3,60,-

# Impressum

## Qube

Herausgegeben von der Hochschule Darmstadt

## Redaktion

**Chefredakteure:** Wolfgang Denzler, Judith Michler

**Redaktion:** Michael Abele, Nike Bodenbach, Catharina Clauss, Wolfgang Denzler, Till Erdenberger, Steve Furthmüller, Thomas Grau, Eva Heidenfelder, Martin Hoffmann, Tanja Husfeld, Andreas Kalb, Judith Michler, Meike Mittmeyer, Sabrina Müller, Sonja Riegel, Christian Schlüter, Jenny Sterzing, Florian Surek, Jan Walenda, Nadia Wattad, Susanne Wegner

**Leitende Redakteure:** Meike Mittmeyer, Christian Schlüter, Michael Abele, Nadia Wattad, Martin Hoffmann, Nike Bodenbach

**Fotoredaktion:** Nike Bodenbach, Catharina Clauss, Wolfgang Denzler, Thomas Grau, Christian Schlüter, Jenny Sterzing

**Stilredaktion:** Till Erdenberger, Andreas Kalb, Susanne Wegner

**Lektorat:** Eva Heidenfelder, Meike Mittmeyer, Sabrina Müller

## Anschrift der Redaktion

**Anschrift:** Hochschule Darmstadt  
Campus Dieburg  
Max-Planck-Straße 2  
64807 Dieburg

**Fon:** +49 (0) 60 71 / 82 - 94 20

**Fax:** +49 (0) 60 71 / 82 - 94 25

**E-Mail:** [redaktion@qube-online.de](mailto:redaktion@qube-online.de)

## Verantwortlich im Sinne des Presserechts (V.i.S.d.P.):

**Anschrift:** Prof. Dr. Lorenz Lorenz-Meyer  
Hochschule Darmstadt  
Campus Dieburg  
Max-Planck-Straße 2  
64807 Dieburg

**Tel:** +49 (0) 60 71 / 82 - 92 71

**E-Mail:** [lorenz.lorenz-meyer@fbmedia.h-da.de](mailto:lorenz.lorenz-meyer@fbmedia.h-da.de)

## Gestaltung

**Art Director:** Tobias Lauer  
[www.herrlauer.de](http://www.herrlauer.de)

**Layout, EBV, Grafik:** Tobias Lauer

**Layout-Support:** Nike Bodenbach, Michael Abele, Wolfgang Denzler, Jenny Sterzing

**Reinzeichnung:** Tobias Lauer

**Titelbild:** Sian Murphy

## Druck:

**Anschrift:** MaXxprint GmbH  
Zschortauer Straße 60  
04129 Leipzig

**Web:** [www.maxxprint.de](http://www.maxxprint.de)

# Inhalt

Impressum	2
Editorial	4
<b>1 Die Wüste ist grüner</b>	<b>5</b>
Ökostrom aus der Sahara	
<b>Der Homo Sociologicus im 21. Jahrhundert</b>	<b>6</b>
Deutschland arbeitet ehrenamtlich	
<b>Das böse „W“-Wort</b>	<b>7</b>
Die SPD lehnt die Wahlrechtsreform ab	
<b>„Wer Visionen hat, sollte zum Arzt gehen“</b>	<b>8</b>
Kanzler-Casting im ZDF	
<b>Die Vergessenen am Straßenrand</b>	<b>10</b>
Ehrenamtliche Wahlkämpfer	
<b>Demokratie muss erklärt werden</b>	<b>10</b>
Wie wird unsere Staatsform verstanden?	
<b>2 Innenpolitik hinter Gittern</b>	<b>11</b>
Haftbedingungen im Iran	
<b>Jenseits des guten Geschmacks</b>	<b>13</b>
Nahrungstabus weltweit	
<b>Oqular</b>	<b>15</b>
Leserbild	
<b>Zwischen Kaste, Kulturschock und Kinderwunsch</b>	<b>16</b>
Ein junger Inder in Australien	
<b>Erschütternde Sicherheitsmaßnahmen</b>	<b>19</b>
G8-Gipfel im Erdbebengebiet	
<b>Bagdad bloggt mit Galgenhumor</b>	<b>20</b>
Stimme aus dem Kriegsgebiet	
<b>Schwedens Piraten auf direktem Kurs zur Macht</b>	<b>21</b>
„Piratpartiet“ in Schweden	
<b>Demosqube</b>	<b>22</b>
Umfrage	
<b>3 Zum Vögeln zu fertig</b>	<b>23</b>
Ist Deutschland plötzlich prüde?	
<b>Quatsch</b>	<b>25</b>
Skurrile Nachrichten	
<b>Von jagenden Blondinen und ihrer Beute</b>	<b>25</b>
Promi-Bashing	
<b>Scharfkantige Stille</b>	<b>26</b>
Unscheinbare Behinderungen	
<b>+ Stadt-Stromer auf zwei Rädern</b>	<b>27</b>
Was taugen E-Bikes?	
<b>Trend Sport?</b>	<b>30</b>
Speedminton: Lässt sich Sport erfinden?	
<b>Dick Ebersol: Ein Mann kauft sich Olympia</b>	<b>31</b>
NBC-Sportchef pokert um Olympia-Milliarden	
<b>Ausländer raus?</b>	<b>32</b>
U21: Multi-Kulti in der Nationalmannschaft	
<b>+ Die 50.000-Euro-Frage</b>	<b>33</b>
Anlageberatung im Test	
<b>Mehr Krise, bitte!</b>	<b>36</b>
Wirtschaftskrise positiv gesehen	
<b>Qtipp</b>	<b>36</b>
Basteln Sie sich ein billiges Gewächshaus	
<b>Finanzdienstleister und ihr falsches Spiel</b>	<b>37</b>
Fragwürdige Methoden aufgedeckt	
<b>Laden kostet nix</b>	<b>38</b>
Gute Software gibt es auch umsonst	
<b>+ Krisengewinnler</b>	<b>39</b>
Vom Mainstream mitgerissen: die Band Rise Against	
<b>Von der Wüste ins Netz</b>	<b>40</b>
David Bollers Webcomic „Air“	
<b>Schneiden nach Zahlen</b>	<b>42</b>
Hüte zum Selberbasteln	
<b>Scroogled</b>	<b>43</b>
Kurzgeschichte von Cory Doctorow	
<b>Kurzmeldungen</b>	<b>44</b>

# Editorial

## Lieber Leser,

vier Monate Arbeit, 20 lodernde Köpfe und eine Menge chlorfrei gebleichtes Papier hat es gebraucht, um das Presseergebnis zu realisieren, das Sie in den Händen halten. Ursprünglich sollte im Kooperationsprojekt der Darmstädter Online-Journalisten mit der Fachzeitschrift „medium magazin“ ein Dossier zum Thema „Zeitungskrise“ entstehen. Doch nur über Gründe und Aspekte der Zeitungskrise zu schreiben, das hat uns nicht gereicht: Stattdessen haben wir die Zeitung von morgen konzipiert. Eine Publikation, die trotz Anzeigenkrise und Konkurrenz durch Onlinemedien und Billigblätter auf dem Printmarkt bestehen kann. Und weil die Theorie stets so furchtbar trocken ist, sehen Sie hier ein papiergewordenes Beispiel unseres Konzepts: Qube – Die Zeitung für das zweite Jahrzehnt.

Angehende Online-Journalisten, die eine Zeitung konzipieren? Was im ersten Moment widersprüchlich klingt, ist dann doch einleuchtend. Wir kennen die Vorteile der Onlineberichterstattung: Schnelligkeit und Aktualität. Wir wissen auch, wie man junge Zielgruppen anspricht, die scheinbar für immer als Konsumenten ans Netz verloren sind. Gleichzeitig schätzen wir das schöne Gefühl morgens eine Zeitung aufzuschlagen, das Rascheln der Blätter, die geordnete und ausgewählte Information, das bequeme Lesen. Unser Schluss: Wer hier im Blatt brandaktuelle Nachrichten sucht, wird nicht fündig. Die gibt es bei Qube nur online. Im Printprodukt lesen Sie Hintergründe, Geschichten hinter den Geschichten und Meinungen. Geschrieben von uns selbst, von Gastautoren oder den Lesern selbst. Wir legen Wert auf Interaktion, wollen den Leser animieren mit uns in Diskurs zu treten und uns von seinen Ideen und Überzeugungen inspirieren lassen. Die klassische Ressortaufteilung in Wirtschaft, Politik und Feuilleton gibt es bei Qube nicht mehr – alle Themen sind unter Schlagworten, sogenannten Tags, geordnet und nach Schwerpunkten zusammengefasst: „1“ deckt Inlandsthemen ab, unter „2“ finden Sie, was in der Welt passiert, und „3“ beschäftigt sich mit gesellschaftlichen Fragen und bunten Geschichten. Die Rubrik „+“ variiert je nach Wochentag. Obwohl sie sich an einer Tageszeitung orientiert, erscheint Qube nicht täglich, sondern nur dreimal die Woche. Dienstags lesen Sie unter „+“ Sport und Lifestyle, der Donnerstag widmet sich Wirtschafts- und Verbrauchertemen und samstags lesen Sie alles rund um die Kultur in all ihren Spielarten.

*Viel Spaß mit unserem Prototypen wünscht die Redaktion*

# 1

Ökostrom | Ehrenamt | Wahlrechtsreform | ZDF-Kanzlercasting | Parteibasisarbeit | Demokratieverständnis



## Die Wüste ist grüner

Von Thomas.Grau@qube-online.de

„Auf der Tagesordnung steht nun die Entscheidung darüber, wer sich opfert, als künftiger Generaldirektor der IRENA in Abu Dhabi zu arbeiten“, twitterte Sigmar Gabriels Delegation am Montagabend. Was war geschehen? Und wer ist eigentlich IRENA?



So wollen die Desertec-Macher Europa mit Wüstenstrom versorgen. (Desertec)

Der vermeintliche Ökotreiber Deutschland reiste vertreten durch Bundesumweltminister Gabriel in das ägyptische Sharm el Sheikh, um der Versammlung der neuen Agentur für Erneuerbare Energien namens IRENA beizuwohnen. IRENA soll Entwicklungsländer und die mittlerweile 130 Mitgliedsstaaten auf dem Weg zu umweltfreundlich handelnden Ländern beraten. Ein weiterer Punkt ist der weltweite Ausbau erneuerbarer Energien wie Solar- und Windenergie oder Biomasse.

Jahrelang kämpfte die Bundesrepublik für ein Gegengewicht zur von Öllobbyisten besetzten Internationalen Energieagentur. Angeführt von dem

SPD-Bundestagsabgeordneten Hermann Scheer setzte sich Deutschland unablässig für IRENA ein, um einen deutschen Siegeszug zu vollenden und die Zentrale der Agentur nach Bonn zu holen.

### Ein Wüstenort als Vorzeigemodell

Daraus wurde jedoch nichts. Der Sieger heißt Abu Dhabi, die Hauptstadt der Vereinigten Arabischen Emirate. Deren Vorstellung überzeugte die Konferenzteilnehmer gleich doppelt. Der neue Standort wird Masdar City sein. Der Wüstenort nahe Abu Dhabi ist als „CO<sub>2</sub>-neutrale Wissenschaftsstadt“ angelegt und soll alleine durch er-

neuerbare Energien versorgt werden. Ferner möchten die Araber durch ein konsequentes Recycling nahezu abfallfrei bleiben.

### Zu geizig für den ersten Platz

Der zweite Grund ist das finanzielle Engagement, das in den ersten sechs Jahren 100 Millionen Dollar vorsieht. Selbst die Betriebskosten wird das Königshaus laut Bewerbungsfilm aus der eigenen Kasse bezahlen. Das Angebot Deutschlands und der Stadt Bonn fiel mit acht Millionen Dollar vergleichsweise bescheiden aus.

Das Ergebnis ist, dass zumindest

das „Innovations- und Technologiezentrum“ in Bonn installiert wird. „Deutschland als Technologieführer behält damit maßgeblichen Einfluss auf die internationale Entwicklung der erneuerbaren Energien“, sagt Gabriel. Nach seiner Aussage habe es insgesamt betrachtet „keine derart erfolgreiche Initiative Deutschlands“ in den letzten 60 Jahren gegeben. Der Mitbewerber Wien erhält als Trostpreis ein Verbindungsbüro für Kontakte zur UN und weiteren Institutionen im Bereich Energie.

Gabriels Delegation darf sich aber noch mehr auf die Fahnen schreiben: Sie war die erste deutsche Regierungsvertretung, die von einer internatio-

nenal Versammlung aus twitterte.

## Projekt Desertec

Weiteres Umweltengagement zeigt Deutschland beim Projekt Desertec. Dahinter verbirgt sich die Idee, die in der Sahara eintreffenden Sonnenstrahlen mittels großflächiger Solaranlagen in Strom für Europa und Afrika zu verwandeln. Ebenso sollen Windparks Elektrizität in das neue Netz einspeisen. 15 Prozent des europäischen Energiebedarfs könnten so gedeckt werden. Regierung und Unternehmen zeigen sich bislang gleichermaßen offen und interessiert.

## „Solarimperialismus“ gegen Terrorgefahr?

Die ökologische Wüsten-Lösung bringt laut der Desertec Foundation mit Sitz in Hamburg mehrere Vorteile: Diese Art der Stromgewinnung sei terrorssicher und man wäre nicht länger von

Lobbyisten und unberechenbaren Rohstofflieferanten wie Russland abhängig. Außerdem würden die nordafrikanischen Staaten mit ausreichend Strom versorgt, wodurch beispielsweise Entsalzungsanlagen den Trinkwasserbedarf stärker befriedigen könnten. Manche befürchten einen „Solarimperialismus“ in Afrika.

So könnten die afrikanischen Länder zu wirtschaftlich benachteiligten Partnern und bei den Vertragsverhandlungen an der Nase herumgeführt werden. Desertec begegnet den Kritikern mit Aussicht auf Arbeitsplätze in bislang verarmten Regionen mit hohen Arbeitslosenzahlen. Auf diese Weise werde auch die Terrorgefahr eingedämmt, da junge Menschen ohne Arbeitsplatz nicht mehr so leicht Opfer militanter Gruppen würden. 400 Milliarden Euro Investitionen seien insgesamt zur Vollendung nötig. Scheiterte noch in den 90er Jahren eine ähnliche Vision, besticht Deser-

tec nun durch seine neuen Technologien. Ein Konsortium aus 20 Unternehmen besteht bereits und bereitet erste konkrete Pläne vor. Mit von der Partie sind die deutschen Firmen E.ON, RWE, Siemens, die Deutsche Bank und die Münchner Rück.

## Finanzierung durch CO<sub>2</sub>-Ablasshandel

Ein ergänzender Anreiz für deutsche Firmen ist womöglich der durch die Finanzkrise geschwundene Export. Zudem ermöglicht das Kyoto-Protokoll den Handel mit Treibhauszertifikaten. Staaten und Unternehmen werden durch Firmen und Beteiligungen im Ausland Treibhausgase gutgeschrieben. Sie erhalten dafür Zertifikate. Mit ihnen lässt sich der eigene CO<sub>2</sub>-Haushalt regeln. Wichtig ist im Fall des Projektes Desertec aber die Möglichkeit, die Zertifikate zu verkaufen. Wäre der Strom aus der Sahara heute noch zu teuer, wird er in 10 bis 15

Jahren durch stärker subventionierte Zertifikate rentabel.

Die Umsetzung des Projekts hängt also zu einem Großteil von den Kosten, Preisen und Subventionen des Ökostroms ab. Die EU-Staaten und die Länder Nordafrikas müssen sich nun im Laufe der kommenden Jahre im gemeinsamen Dialog rasch über die Eckdaten einig werden. Denn ohne eine zu Grunde liegende politische Basis bleibt nur die Vision.

## Das sagen die anderen

### Handelsblatt:

„...Deutschland greift geopolitisch nach Flächen in Nordafrika und im Nahen Osten. Viele Akteure müssen eingebunden werden, nicht zuletzt unsere europäischen Partner. Vor allem aber geht es um die Länder, in denen die vermeintlich nutzlosen Wüstenregionen liegen. [...] Ihren Preis für den Deal haben diese Länder noch nicht formuliert. Einen kostenlosen Ökoko-Kolonialismus wird es nicht geben. Ein fairer Ausgleich muss geschaffen werden, um nicht Spannungen zu provozieren...“

### Heilbronner Stimme:

„Man muss kein Sonnenanbeter sein und kein Prophet, um zu erkennen: Dieses Großprojekt Desertec ist eine einmalige Chance für Europas klimaneutrale Energieversorgung. Schon die seltene Allianz für das Projekt lässt die Bedeutung erahnen. Greenpeace, die Deutsche Bank und die Energiekonzerne sitzen in einem Boot. Schade nur, dass schon so viel Zeit verflossen ist. Denn die Idee ist ja keineswegs neu.“

### Westfälische Nachrichten:

„Es klingt zu schön, um wahr zu sein: Solarstrom aus Afrika und Gas aus Zentralasien - eine sichere Bank für die künftige Versorgung Europas. Kein Jammern mehr über die unzuverlässigen Russen, versiegende Ölquellen und risikobeladene Atommeiler. Zum Nulltarif wird diese schöne neue Welt aber kaum zu haben sein.“

Dass Strom für den Endverbraucher künftig billiger wird, ist wenig wahrscheinlich. Und auch die Versorgungssicherheit wirft Fragen auf: Nordafrika ist eben kein Hort politischer Stabilität. So spricht denn viel für das Argument, zunächst die Afrikaner von dem Projekt profitieren zu lassen - und dann erst die Europäer.“



# Der Homo Sociologicus im 21. Jahrhundert

Von Sonja.Riegel@qube-online.de

Über vier Milliarden Arbeitsstunden leisten die Deutschen im Jahr freiwillig und ohne Bezahlung. Jeder Einzelne trägt damit wesentlich zum gesellschaftlichen Leben bei. Dabei hat ehrenamtliche Arbeit viele Gesichter.

In Sachen Nachbarschaftshilfe sind die Tauschringe federführend. Das Prinzip ist denkbar einfach: Menschen bieten ihren Mitmenschen eine Leistung an und werden dafür mit einer imaginären Währung belohnt. Von diesem Kapital können sie sich wiederum Leistungen bei anderen Mitgliedern des Tauschrings erkaufen. „Diese Hilfen haben eine große soziale Funktion. Sie basieren auf Gegenseitigkeit, sind ein Nehmen und Geben“, sagt Michael Wünnel, Leiter des Regiotauschnetzes und Webmaster von tauschnetz.de. „Meistens wird mit einfachen Dienstleistungen oder gebrauchten Waren gehandelt.“ Besonders gefragt seien dabei Hilfen am Computer oder im Garten, Reparaturen oder Renovierungen.

160.000 Tauschvorgänge hat Michael Wünnel im Regiotauschnetz, das sich auf die Südpfalz und das Nordelsass beschränkt, bisher gezählt. Insgesamt gibt es in Deutschland knapp 300 solcher Tauschringe. Trotz Finanzkrise ist die Nachfrage noch nicht spürbar gestiegen, Michael Wünnel rechnet aber schon bald damit: „Die Krise ist noch nicht ganz bei den Menschen

angekommen.“ Die Mitglieder im Tauschring kommen aus ganz unterschiedlichen Gesellschaftsschichten, vom Hartz-IV-Empfänger bis zu Großverdienern, die sich sozial engagieren möchten. Der Vorteil einer solchen Mitgliedschaft? „Wir sind unabhängig von Geld und Banken und damit auch losgelöst von der Wirtschaft“, so Michael Wünnel.

## Studenten sind Mangelware

Aber helfende Hände werden auch an anderen Stellen gebraucht, ob bei der Freiwilligen Feuerwehr, dem örtlichen Turnverein oder bei eher ungewöhnlichen Aktionen. Das erfuhr auch Martina Schmidt, als sie nach einem Ehrenamt Ausschau hielt. „Als ich in der Zeitung las, dass in meiner Stadt ein Umweltbotschafter gesucht wird, sagte mir mein Bauch sofort: Schreib' dahin!“ Die Studentin bekam den Job und kann jetzt anderen von der Natur berichten, von der sie selbst so begeistert ist. Dass sie bei ihrer Arbeit keinen Cent verdient, stört die 30-Jährige gar nicht: „Ich mag die Natur, bin mit Tieren aufgewachsen und habe Spaß daran, meinen Mitmenschen etwas

zu vermitteln. Ihr Interesse bestätigt mich darin, dass es gut ist, was ich mache.“ Mit diesem Engagement ist Martina Schmidt nicht alleine. Über ein Drittel der Bevölkerung hat eine ehrenamtliche Position inne, wie eine aktuelle Statistik belegt. Hauptsächlich engagieren sich Menschen, die zwischen 30 und 55 Jahren alt sind. Studenten sind unter ehrenamtlichen Helfern deutlich seltener anzutreffen. „Im Moment kann ich wegen der Uni leider kaum noch helfen“, sagt auch Martina Schmidt. Diese Wartezeit lohnt sich für die Gesellschaft aber allemal: Knapp die Hälfte der jungen Leute mit Uni- oder FH-Abschluss sind später bürgerschaftlich aktiv. Menschen mit Haupt- oder Realschulabschluss bekleiden laut Statistik dagegen nur in 27 Prozent der Fälle ein Ehrenamt.

## Das Erwachen der Politik

Auf die vielen Ehrenamtlichen in der Gesellschaft ist nun auch die Politik deutlich aufmerksamer geworden. „Es war vorher ein Nischenthema und erfährt jetzt eine Bedeutungsaufwertung“, sagt Birger Hartnuß. Er gehört

zur Leitstelle Bürgergesellschaft und Ehrenamt in der rheinland-pfälzischen Staatskanzlei. Hier hat man sich das Thema Ehrenamt seit drei Jahren besonders groß auf die Fahnen geschrieben. Als Ansprechpartner für ehrenamtliche Organisationen veranstaltet die Leitstelle Ehrenamtstage unter dem Titel „Wir tun was“ und schreibt jährlich einen Preis für besonderes Engagement aus. „Das Ehrenamt ist eine wichtige Ressource zur Lösung großer gesellschaftlicher Probleme“, so Birger Hartnuß. „Deshalb sind Bund und Länder in den letzten Jahren auch neue Wege gegangen.“ Auf Bundesebene gründete sich 2007 die Initiative ZivilEngagement des Familienministeriums. Der Bundestag will zudem noch in diesem Jahr einen nationalen Engagementplan verabschieden. Damit ist das Thema Ehrenamt endgültig auch in der großen Politik angekommen.



„Wenn die große Politik es nicht mehr alleine schafft, die Presse hilflos ist und der Bürger unter dem Gewicht fast zusammenbricht, gerät die Republik in Schiefelage.“



## Das böse „W“-Wort

Von Meike.Mittmeyer@qube-online.de

Die Abschaffung der Überhangmandate noch vor der Bundestagswahl ist vom Tisch. Die SPD möchte ihrem Koalitionspartner doch lieber treu bleiben, um sich nicht unglaublich zu machen. Vielleicht geht dieser Schuss nach hinten los.

Wir sind vertragstreue“, verkündete SPD-Generalsekretär Hubertus Heil am Montag und stellte damit unmissverständlich klar, dass seine Partei am kommenden Freitag nicht für die Änderung des Wahlrechts stimmen wird. Ohne das Votum der SPD-Fraktion hat der Antrag der Grünen nun keine Chance mehr. Der 17. Deutsche Bundestag wird dadurch im September nach einem für verfassungswidrig erklärten Wahlrecht zustande kommen.

Im Sommer 2008 hatte das Bundesverfassungsgericht entschieden, dass die bisherige Verteilung von Überhangmandaten zu einem „negativen Stimmgewicht“ führen könnte – was nichts anderes heißt als: Der Wähler bekommt am Ende möglicherweise genau das Gegenteil von dem, was er gewählt hat (siehe Infokasten). Um das Urteil umzusetzen, räumte das Gericht dem Bundestag eine Frist von drei Jahren ein. Die Grünen legten bereits dieses Jahr ein Papier vor, in dem sie zu einer Wahlrechtsreform noch vor der Bundestagswahl im September aufforderten.

### SPD rudert zurück

Noch vor wenigen Wochen hatten die Sozialdemokraten den Vorstoß der Grünen begeistert aufgenommen. Franz Münteferings dramatischer Appell an

Kanzlerin Merkel und CSU-Chef Horst Seehofer lautete damals: „Es wäre unerträglich und für das Ansehen unserer Demokratie schädlich, wenn die möglicherweise knappe Mehrheitsbildung im kommenden Bundestag sich auf ein solches verfassungswidriges Wahlrecht stützen würde.“

Die Union zeigte sich davon aber unbeeindruckt. Eine Änderung des Wahlrechts vor der Bundestagswahl käme vor allem der SPD entgegen: Aktuellen Umfragen zufolge werden im September hauptsächlich CDU und CSU von der bisherigen Regelung der Überhangmandate profitieren.

Woher kam also der Sinneswandel der SPD Anfang dieser Woche? Man wolle ein frühzeitiges Ende der Großen Koalition nicht riskieren, indem man gegen den Koalitionspartner stimme, hieß es aus dem Willy-Brandt-Haus. Doch die plötzliche Loyalität gegenüber der CDU kommt nicht von ungefähr. Allein die Betonung der „Vertragstreue“ offenbart, wie tief eine gewisse Angst bei den Sozialdemokraten noch immer sitzt – die Angst vor einem einzigen Wort: Wortbruch.

### Angst vor Negativ-Schlagzeilen

Noch nicht lange ist es her, da hatte eine gewisse Andrea Ypsilanti verspro-

chen, nach einer gewissen hessischen Landtagswahl nicht mit einer gewissen Linkspartei zusammenarbeiten zu wollen. Was dann kam, haben wir alle noch gut in Erinnerung. Der Vorwurf des „Wortbruchs“ haftet den Sozialdemokraten seitdem an wie ein Kaugummi unter der Schuhsohle. Die Negativ-Schlagzeilen wären vorprogrammiert, wenn die SPD jetzt in der Frage der Überhangmandate gemeinsam mit Grünen und Linkspartei gegen den Koalitionspartner abstimmen würde. Das böse „W“-Wort wäre wiederbelebt. Und das kann sich eine SPD, die bei aktuellen Umfragen mühsam an der 20-Prozent-Marke herumkriecht, nicht erlauben.

Der Leidtragende bei der ganzen Sache ist wie immer der Wähler. Er muss in Kauf nehmen, dass die Parteien ihre Eigeninteressen höher einschätzen als das Recht der Bürger auf eine verfassungskonforme Wahl.

Ein bisschen mehr Mut zum Wortbruch hätte der SPD diesmal nicht geschadet. Es hätte sie wieder ein Stück glaubwürdiger gemacht – nicht beim Koalitionspartner CDU, aber bei den Wählern.

## Das Kreuz mit dem Kreuzchen

Bei Bundes- und Landtagswahlen haben die Wähler zwei Stimmen: Die erste für einen Direktkandidaten im Wahlkreis, die zweite für die Partei, die dann je nach Reihenfolge ihrer Liste die Abgeordneten ins Parlament schickt. Überhangmandate kommen zustande, wenn eine Partei durch Erststimmen mehr Direktmandate gewinnt, als ihr nach ihrem Zweitstimmen-Ergebnis zustehen würden. Dadurch kann es zu einem Paradoxon kommen, das „negatives Stimmgewicht“ genannt wird: Eine Partei mit vielen Zweitstimmen bekommt eventuell weniger Sitze im Parlament als eine Partei mit wenigen Zweit-, aber vielen Erststimmen. Dabei sollte gerade die Zweitstimme die ausschlaggebende sein und der Partei zu Mandaten verhelfen, für die sich der Wähler entschieden hat.

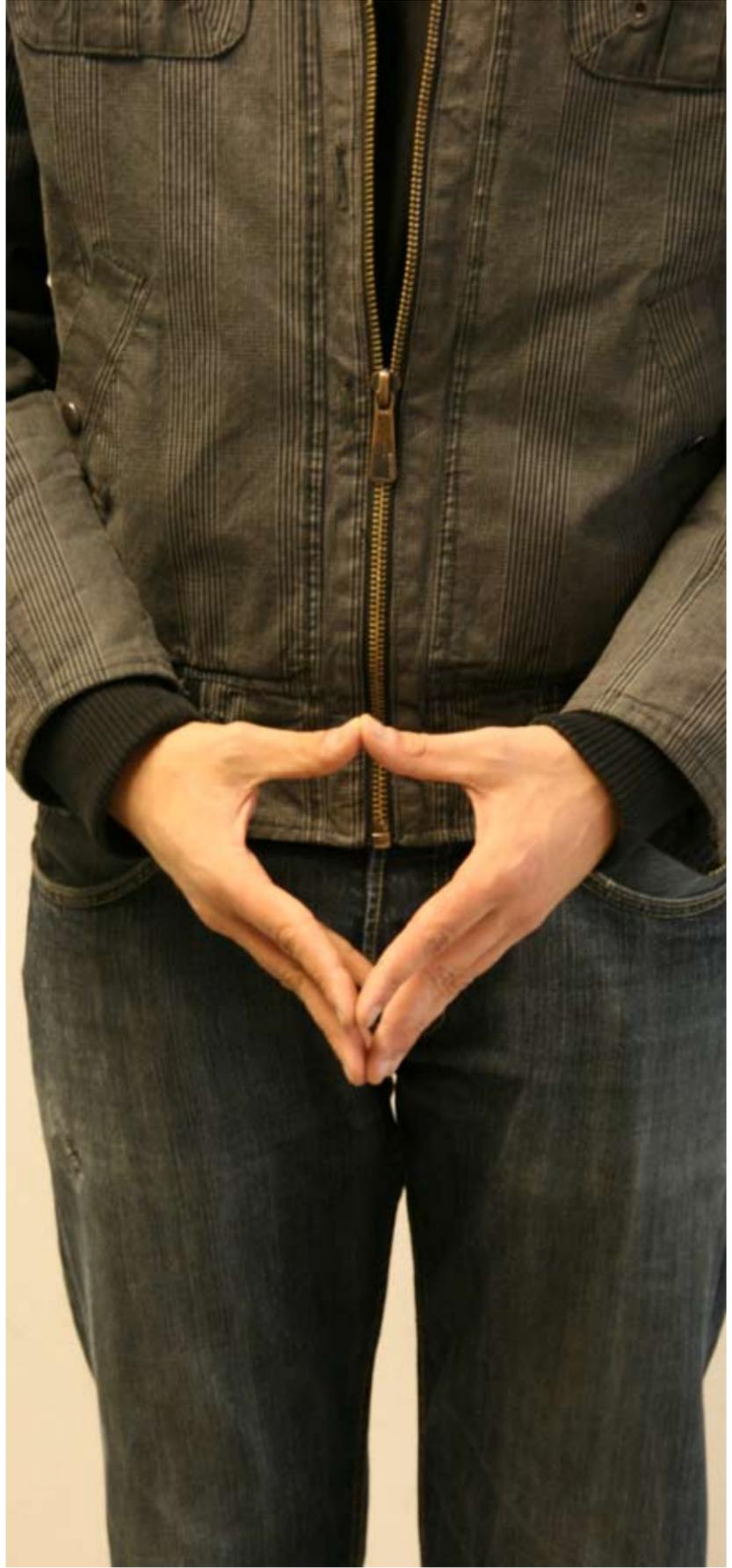
Die Grünen verlangen in ihrem Antrag zur Änderung des Wahlrechtes, die Überhangmandate künftig weitgehend abzuschaffen. Stattdessen sollen die Direktmandate mit den Zweitstimmenergebnissen verrechnet werden.



# „Wer Visionen hat, sollte zum Arzt gehen“

Von Susanne.Wegner@qube-online.de

Ein großes Thema: Jugendliche sind politikverdrossen. Das ZDF will sie mit einer politischen Talentshow erreichen. Ist das der richtige Weg? Und was machen junge Leute am Ende aus der Sendung?



**N**och mal von vorne. Pünktlich zum Start des Superwahljahrs 2009 ruft das ZDF auf, sich zu bewerben. Ende Juni dann die Show im Fernsehen: „Ich kann Kanzler!“. Ein Projekt, von dem die Macher sagen, es sei einmalig in Deutschland, um junge Menschen für Politik zu begeistern. An zwei Abenden in Folge wird der neue Kanzler gesucht. Die Vorrunde und die „Lange Nacht“ mit den 40 Besten aus 2.600 Bewerbern, zusammen fast vier Stunden Sendezeit.

## Ideen wie am Fließband

40 Kandidaten zwischen 18 und 35 Jahren, Schüler, Studenten, Angestellte. Nacheinander laufen sie durch den Plenarsaal in Bonn. Ihr Ziel: das Pult, wo einst Genscher und Kohl Weltpolitik machten. Heute streiten Merkel & Co. in Berlin. In der Vorrunde der Nachwuchspolitiker geht es eher ruhig zu. Der Bundesadler hängt eisern über ihren Köpfen, hinter ihnen riesige Stoffstreifen in Schwarz-Rot-Gold. In je 45 Sekunden spulen die Nachwuchspolitiker ihre Ideen für Deutschland ab. Immer im Blick des Jury-Dreigestirns: Anke Engelke, diesmal mit weniger Ulk und mehr Menschlichkeit. Günther Jauch, der journalistische Fragebohrer. Und Bremens Ex-Bürgermeister und -Ministerpräsident Henning Scherf, die Stimme der Vernunft: „Kinders, das

muss auch machbar sein!“

Zur Erinnerung: Die Show heißt „Ich kann Kanzler“. Angela Merkel mag Kanzler können. Aber was passiert, wenn die aktuellen Politiker abtreten? Wer kann dann Kanzler? Diese Frage haben sich die Verantwortlichen des ZDF wohl gestellt. Mit ihrer Show wollen sie jungen Leuten eine Plattform bieten, auf der sie ihre politischen Ideen ausprobieren können. In der Hoffnung, man sehe sie damit später wieder. Es müssen ja nicht alle Bundeskanzler werden. Politik spielt sich auf vielen Ebenen ab. Überall braucht es Menschen, die Kompetenz mitbringen, Engagement und Leidenschaft. Je früher sie was tun, desto besser. Die Show ist also der Versuch, gegen Politikverdrossenheit vorzugehen.

## Is' mir doch schnurz

Politikverdrossenheit – das Unwort des Jahres 1992. Angeblich spiegelt es bis heute die Stimmung des Volkes wider: politische Probleme und Programme interessieren sie nicht. Die Folge: Kein Bock, am Wahltag ein Kreuzchen zu setzen. Das belegen die Zahlen der Statistiker: Lag die Wahlbeteiligung junger Leute 1983 noch bei über 80 Prozent, so waren es 2005 nur 66 Prozent der Mittzwanziger. Das bislang schlechteste Ergebnis für eine Bundestagswahl. Warum? Das Deut-

sche Jugendinstitut (DJI) glaubt, dass starre und festgefahrene Strukturen Jugendliche von der Politik abhalten. Dabei wollen sie die Gesellschaft mitgestalten. Sie sind in Umweltorganisationen, in Bürgerinitiativen, und gehen für eine bessere Bildung auf die Straße.

Wie sehen das die Jugendlichen selbst? Warum sind einige politikverdrossen? „Weil sie nicht wissen, welche Möglichkeiten es direkt vor ihrer Haustüre gibt“, sagt eine Kandidatin. Ein Kollege meint: „Weil keiner mehr das System versteht“. Da seien die „Großen“ – SPD und CDU. Die hätten sich inhaltlich so angenähert, dass ein junger Mensch nicht wüsste, wie er damit umgehen sollte. Friederike Lenz, 25, Studentin aus Tübingen, ist überzeugt: „Politikverdrossenheit ist Parteiverdrossenheit“. Sie fordert ein offenes Parlament, ohne Parteien, ohne vordefinierte Ideen: „Die Bürger können die Personen direkt wählen“. Jeder Kandidat sei einzig dem Bürger und seinem Gewissen verpflichtet.

„Sympathisch ist sie“, sagt die Jury über Lenz, aber ihre Ideen seien zu „visionär“. Nicht umsetzbar, sagt die Stimme der Vernunft Henning Scherf. Keine Runde weiter.

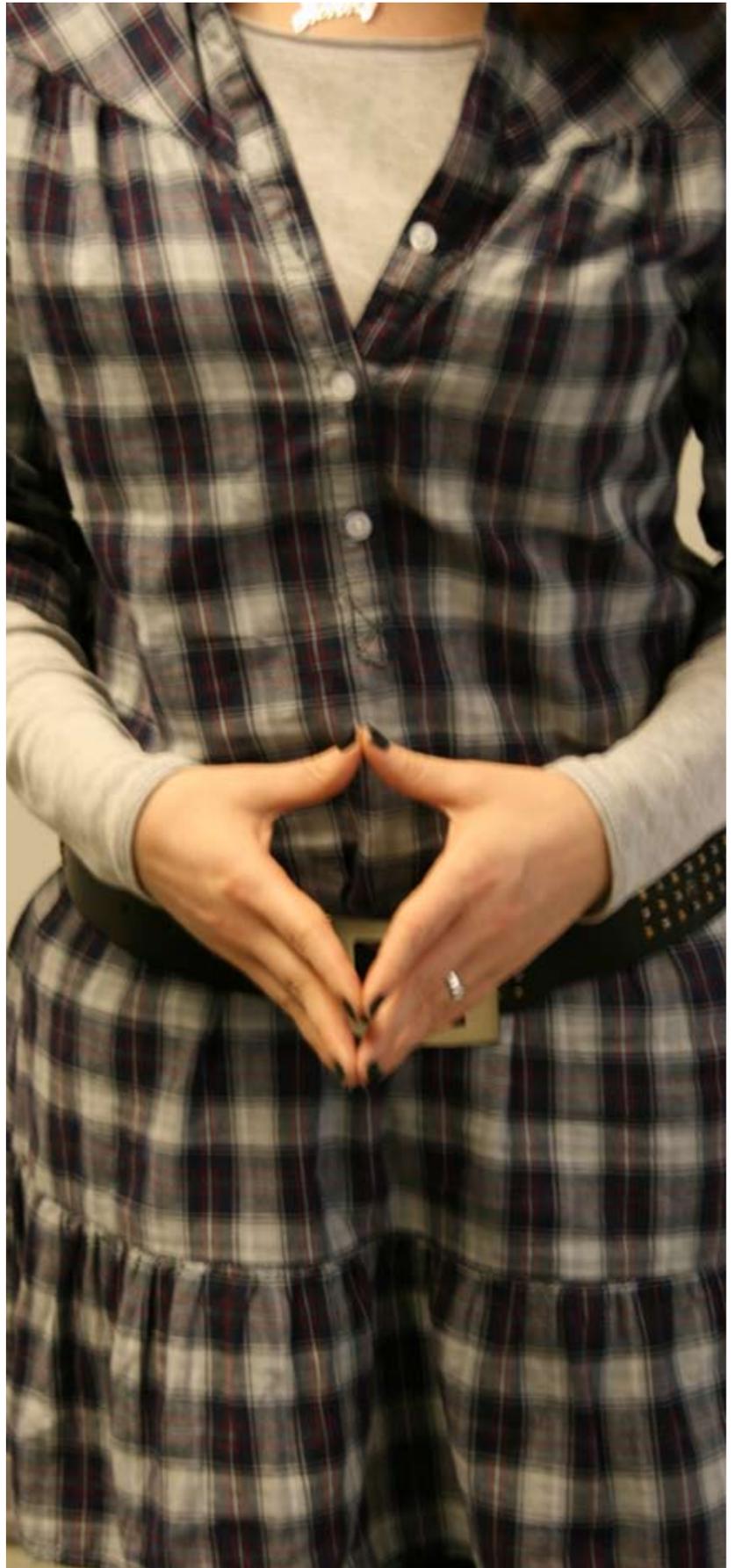
Der Nächste: Für ihn ist das Parteiensystem in Deutschland eine bunte Torte, die er gleich mitbringt: „Für je-

den Geschmack ist etwas dabei. Jeder kann sich an der Politik beteiligen.“ Seine Idee von Deutschland: dass es voll sei mit Visionen. Und wie sieht das die Jury? Sie hält es mit Helmut Schmidt: „Wer Visionen hat, sollte zum Arzt gehen.“ Danke, der Nächste bitte.

## Das schnelle Finale

Kaum 24 Stunden nach der „Langen Nacht“ ist Finale, live und in einem ZDF-Studio. Unter den letzten Sechs: Jacob Schrot, 18 Jahre jung. Er hat 16 Ehrenämter, ein CDU-Parteibuch und ein politisches Vorbild an seiner Zimmerdecke: Ludwig Erhardt. Schlaksig, ausgefranste Britpop-Frisur und stets weiße Turnschuhe zu schwarzem Anzug – schon an seinem Outfit zeigt sich, was Jacob predigt: „Die Kraft des Pluralismus erkennen“ und „Machen statt Meckern“. Was ist für ihn Politikverdrossenheit? „Eine Bewusstseinsfrage – Politik geht alle etwas an.“

Die Jury wählt die Finalisten, den Gewinner küren das Publikum im Studio und die Anrufer zuhause. 72 Prozent stimmen für Jacob. Eine gute Wahl, sagt Jauch. In ihm komme alles „Exotische“ zusammen: „Er ist jung, CDU und kommt aus Brandenburg.“ Sein Gewinn: ein Kanzlergehalt von 18.000 Euro und ein Praktikum im Berliner Bundestag. Ein kurzes Ab-



Bei der Kanzler-Show suchte das ZDF keine Merkel-Kopie. (E. Heidenfelder)

schlussplädoyer folgt, und dann ist die Sendung auch schon vorbei.

### Zurück auf Los

Visionen hatte das ZDF gesucht, frische Ideen, unverbrauchte Gesichter und eine neue Sprache. Ich nehme den Rotstift und vergleiche. Visionen? Soll man mit denen nicht zum Arzt gehen? Studentin Lenz mit dem offenen Parlament kam jedenfalls nicht weiter. Wenn ein Jungpolitiker meint, dass sich die Gesellschaft im Bewusstsein ändern muss, damit Politik wieder Spaß macht – ist das nicht visionär?

Ein paar hunderttausend Zuschauer haben die Vorrunde gesehen, das Finale 2,8 Millionen. Klingt viel, ist es aber nicht. TV-Sieger an jenem Abend ist „Ein Fall für zwei“. Den ZDF-Krimi schauen fünf Millionen Menschen. Kaum beginnt die Polit-Show, schaltet der Großteil ab. Übrig bleiben eine halbe Millionen Jugendliche und Junggebliebener (14 bis 49 Jahre). 180 000 werden aktiv und rufen an.

Unverbrauchte Gesichter? Der 18-jährige Delano Osterbrauck erinnert ein bisschen an den jungen Barack Obama. Der 30-jährige Sozialarbeiter „Dirty“ sieht aus wie Che Guevara mit Zwirbelbart, und so revolutionär spricht er auch: „Wenn ich ein politisches Vorbild hätte, würde ich

den ganzen Kram nicht machen.“ Vielleicht ist das der Grund, wieso er schon nach der Vorrunde gehen muss. Und der Gewinner? Zumindest Scherf sieht sich in ihm wieder. Als er jung war, hing Gustav Heinemann an seiner Zimmerdecke, Bundespräsident von 1969 bis 1974.

Neue Sprache? Selbst Jauch gibt zu: Es war eine ziemliche Phrasendrescherei. Am Ende scheint doch eher zu zählen, wie ein Kandidat auftritt, und weniger, mit welchen Ideen. Dabei gab es die zuhauf, frisch und ungewöhnlich: nur Experten sollen regieren, die Richtiges von Falschem unterscheiden können. Ein-Euro-Steuern, über deren Verbleib alle im Internet abstimmen können. Oder generationsübergreifendes Wohnen als feste Lebensform.

Gewinner Jacob Schrot fordert, sich wieder auf das Grundgesetz zu besinnen und Neiddebatten unter den Politikern abzuschaffen: statt gegeneinander, miteinander die Geschicke Deutschlands lenken. Diese Botschaft kommt offenbar an. Im Finale stehen die üblichen Verdächtigen: CDU und SPD. Die Kandidaten haben sich da schon längst auf Große Koalition geeinigt. Und Antje Krug, parteilos, vierfache Mutter, die für ein Elternkompetenz-Zentrum steht, weiß, dass sie Familienministerin wird. Wo aber ist der Streit? Wo sind die Kandida-

ten Konkurrenten und diskutieren die Ideen der anderen in Grund und Boden, wie einst im Bonner Plenarsaal? Das lässt das Format nicht zu.

### Es geht auch anders

Auch nicht im Original? Das Vorbild stammt aus Kanada. Abgesehen davon, dass es auch dort Politikverdrossenheit gibt (59 Prozent gingen zur jüngsten Wahl), ist alles anders. Bereits vier „Next Great Prime Minister“ wurden gekürt. In der Jury sitzen keine Comedians oder Quiz-Moderatoren – es sind vier Regierungschefs. Wenn auch im Ruhestand, wissen sie, wie das Geschäft an der Staatsspitze funktioniert. Streiten gehört dazu. So ringen die Finalisten mit den Politikern und ihren Konkurrenten vor laufender Kamera.

Vielleicht sollte sich der Produzent der deutschen Show sein Vorbild noch mal genau ansehen.

Ursprünglich sollte hier Hans-Dietrich Genscher die Stimme der Politik vertreten, doch der sprang kurzfristig ab. Er befürchtete wohl, den Dieter Bohlen machen zu müssen. Auch in punkto Sender fiel die Wahl zuerst auf einen anderen: RTL. Der wollte aber nicht. Schade. Vielleicht hätte sich dann Streitkultur eingestellt. Der Private hat ja Erfahrung mit harten Talentschmieden. Kandidaten

werden da schon mal aus dem Studio geworfen, wenn es sein muss.

Dafür hat das ZDF einen Bildungsauftrag. Doch auch der verhindert nicht, dass die Kanzler-Show floppt. Vielleicht, weil die Zuschauer durchschaut haben, dass der Sender im Grunde Wahlkampf für sich selbst gemacht hat. Denn auch den klassischen Medien läuft der Nachwuchs davon.

### Was bleibt am Ende?

Unterm Strich bleiben viele Fragen offen. Eine besonders: Was machen junge Menschen aus dieser Sendung? Wir, die Autoren von Qube, sind im Durchschnitt Mitte 20, passen also genau ins Raster. Politikverdrossen sind wir nicht, reißen uns aber auch nicht darum, für eine Partei Plakate kleben zu gehen. Bei uns hängt kein Ludwig Erhardt an der Zimmerdecke. Wir glauben auch nicht, dass über Nacht der politische Funke überspringt. Wir sind skeptisch: Wollen Jugendliche in Deutschland wirklich etwas bewegen oder doch einfach nur ins Fernsäähen?



# Die Vergessenen am Straßenrand

Von Meike.Mittmeyer@qube-online.de

Partei-Flyer wandern meist ungelesen in den Papiermüll und Wahlplakate bleiben unbeachtet. Trotzdem müssen sie verteilt und aufgestellt werden. Diese Fleißarbeit erledigt die Partei-Basis – oder das, was von ihr übrig ist.



Manchmal greifen Unbekannte den ehrenamtlichen Wahlhelfern eher destruktiv unter die Arme. (C. Schlüter)

**N**och einmal prüft Johann die neuesten Hochrechnungen des Wahlergebnisses. Nein, es hat sich nicht mehr viel geändert. Dann loggt sich der 27-Jährige bei Facebook ein und hinterlässt diese Notiz auf seiner Pinnwand: „Bin jetzt mal ganz gemütlich Plakate einsammeln...“ Ich begleite ihn dabei.

Es ist der Abend der Europawahl, irgendwo in Deutschland. Die Wahllokale haben vor Stunden geschlossen, alles ist entschieden. Doch für Johann ist die Arbeit damit nicht getan. Er ist im Ortsverein einer politischen Partei aktiv, auf der niedrigsten lokalen Ebene. Da gehört Plakate aufstellen und abbauen genauso dazu wie Flyer verteilen, Infostände organisieren und die Gesamt-Partei vor Ort repräsentieren. Alles ehrenamtlich.

Basisarbeit nennt man das – fernab von Ruhm und Glamour der politischen Prominenz in Berlin und Brüssel.

„Für uns Wahlkämpfer an der Basis hat die Bezeichnung Superwahljahr noch mal eine ganz andere Bedeutung“, sagt Johann scherzhaft, aber mit einer Spur Ernst in der Stimme, „weil wir eigentlich seit Anfang des Jahres mit nichts anderem mehr beschäftigt sind, als zu plakatieren und Infomaterial auszuteilen.“

Johann ist einer der wenigen verbliebenen jungen Leute in seinem Ortsverein. Der Altersdurchschnitt liegt bei etwas über 55. Viele, die früher eifrig mit dabei waren, können heute mit über 70 keine Plakatstände mehr aus dem Auto hieven.

Alles, was körperliche Arbeit erfordert, fällt auf die Jungen zurück – und die gibt es vor allem in vielen kleineren Orten nicht mehr.

## Information statt Kletteraktion

Es ist ein anderer Tag, irgendwo in Deutschland. Ich stehe in dem Büro einer der vielen deutschen Greenpeace-Gruppen. Komisch, dass ich mir ein Quartier der Umweltorganisation fast genau so vorgestellt hatte. Magazine und Flyer zu Atomkraft, Gen-Food und Recyclingpapier stapeln sich auf dem Tisch. Die Einrichtung ist schlicht und ursprünglich: Viel Holz und viel Stoff, etwas aus Metall oder Kunststoff kann ich kaum entdecken.

Hier treffe ich Maria, die seit ein paar Jahren für Greenpeace aktiv ist, und spreche mit ihr über Basisarbeit. Bei Greenpeace denke ich spontan an waghalsige Kletteraktionen auf Atomkraftwerke und wilde Verfolgungsjagden auf rauer See mit Walfängern. Aber nein, nimmt mir Maria meine Illusion, nicht hier vor Ort. In den lokalen Greenpeace-Gruppierungen käme es vor allem darauf an, zu informieren, zu repräsentieren und zu zeigen, dass man da sei. Eigene Projekte der lokalen Gruppen gebe es auch – sofern sich ein Team von Aktiven zusammenfinde, um etwas auf die Beine zu stellen. Und das, meint Maria, funktionieren ganz gut, auch unter jüngeren Leuten.

Das überrascht mich. Ich dachte, die meisten Parteien und Organisationen hätten mit Mitgliederschwund und Überalterung zu kämpfen. Greenpeace nicht? Vielleicht weil „Grün“ heutzutage schick und modern ist? Weil Umweltverschmutzung und Genmanipulation Themen sind, die uns alle unmittelbar betreffen?

„Vielleicht ja“, sagt Maria. Die offene Mitgliederstruktur von Greenpeace sei ein Vorteil. Wer Lust hat, kann sich

in ein Projekt einbringen – um danach zu bleiben oder wieder zu gehen, eben wie es ihm gefällt. Es gibt kein Eintrittsformular, kein Mitgliedsbuch und keinen monatlichen Pflichtbeitrag. So muss sich niemand ewig binden wie bei den Parteien.

Dann stelle ich noch die Gretchenfrage: Sag, wie hältst du's mit der Politik?

„Einen direkten Dialog gibt es da eher selten“, gesteht Maria. „Die meisten Politiker wollen uns ja gar nicht zuhören. Wir sind ein Störfaktor.“

Auch für die Grünen?

„Die wähle ich schon lange nicht mehr. Die haben meine Ideale verraten.“

Zur Wahl sei sie ohnehin seit längerem überhaupt nicht mehr gegangen. Und so kämpft weiter jeder allein für ein großes Ganzes. Auch – oder vor allem? – hier unten an der Basis.

## „Die Leute sehen nur das Parteilog“

Was ist das große Ganze, für das Johann kämpft? Er will ein Mittler sein: Zwischen der großen Politik auf der einen und den Menschen vor Ort auf der anderen Seite. Bricht die Basisarbeit weg, so seine Befürchtung, könnte der Anschluss komplett verloren gehen. Wie groß die Distanz schon geworden ist, weiß er: „Manchmal kommt einem Berlin wie eine Parallelwelt vor. Für uns Ortspolitiker ist sie oft genauso weit weg wie für jeden anderen auch.“

Wie kommt das? Johann überlegt einen Moment, bevor er antwortet. Er spricht bedächtig, so als wollte er aufpassen, nichts Falsches zu sagen. Die „großen Entscheidungen“ über Internet-Sperren, Auslandseinsätze der Bundeswehr oder Konjunkturpakete fallen in Berlin. Vor Ort dagegen gehe es um Gebührenänderungen im

örtlichen Schwimmbad oder den Neubau eines Einkaufszentrums am Stadtrand. „Rechtfertigen müssen wir uns an Infoständen aber für alles“, sagt er. „Die Menschen sehen das Parteilog und können die Ebenen nicht unterscheiden – oder wollen es nicht.“

Um die Wahlplakate einzusammeln, leiht sich Johann den Kombi seiner Eltern. Er fährt die Route wie im Schlaf, schließlich hat er die knapp 40 Holzstände erst vor fünf Wochen aufgestellt. Und er tut es mit der Gemütsruhe, die er im Internet angekündigt hat. Ein paar Passanten beobachten milde interessiert, wie Johann sich den breit grinsenden Spitzenkandidaten seiner Partei unter den Arm klemmt und ihn fröhlich pfeifend vom Straßenrand schleppt.

## Platz für neue Botschaften

Knapp zwei Stunden später bringt Johann die letzte Ladung Plakate in die Garage, die sein Ortsverein für Plakatstände und andere Wahlkampf-Utilensilien angemietet hat. Auf dem Tapeziertisch liegen noch ein paar unbenutzte Plakate; auf dem Boden steht ein Eimer halbvoll mit Kleister. In den Regalen an der Wand stapeln sich alte Flyer und Wahlprogramme, manche zehn oder fünfzehn Jahre alt. Sie liegen dort als stille Zeugen einer anderen, vielleicht besseren, aber längst vergangenen Zeit. Was jetzt zählt, ist die Zukunft: In den nächsten Wochen müssen die alten, teils beschmierten und teils zerrissenen Plakate von den Holzflächen abgezogen werden, damit dort neue Botschaften Platz haben. Viel Zeit bleibt nicht, denn schon in ein paar Wochen ist wieder irgendeine Wahl, irgendwo in Deutschland.



# Demokratie muss erklärt werden

Von Gastautor Dr. Matthias Arning

**K**ann sein, dass das keiner versteht. Schon gar nicht der Erstwähler. Abstimmen kann er im September, dem Bundestag eine persönliche Note verpassen, die künftige Koalition schmieden. Und muss doch damit leben, dass das Projekt so verfassungswidrig ist. Denn das zumindest ist Monate vor Schließung der Wahllokale klar: Mit den Vorgaben des Grundgesetzes lässt sich diese Abstimmung nicht in Einklang bringen. Kann schon sein, dass deswegen mancher lieber zuhause bleibt.

Kann auch sein, dass eine Debatte über die Verfassungsmäßigkeit dieser Bundestagswahl in den Wochen vor der Abstimmung doch noch einsetzt. Bis heute allerdings hat sich kein Medium der Sache angenommen, niemand hat erklärt, was es mit Überhangmandaten auf sich hat, keiner hat deutlich

gemacht, um was es eigentlich bei dieser diffizilen Angelegenheit geht. Der Journalismus ist in einem überaus jämmerlichen Zustand.

Das kann also nur besser werden. Kann aber auch sein, dass es nicht mehr besser wird. Weil die älteren Kollegen darüber klagen, dass niemand mehr recherchiert, keiner mehr den Geschichten nachgeht. Allein auf das wie eine Selbsthilfegruppe wirkende Netzwerk Recherche sei noch Verlass. Und weil die Jüngeren das Plakative bevorzugen, das Schnelle suchen. Also bemitleiden sich alle ein bisschen, weisen sich gegenseitig Schuld zu – und verharren in dieser Schockstarre, in die der Journalismus mit der allmählichen Erschließung der Dimension Online verfallen ist. Kann schon sein, dass es zu optimistisch ist, heute bereits zu glauben, die Dimension Online habe sich wirklich

schon erschlossen. Zunächst erschien Online als Novität, die man durchaus vernachlässigen könnte: So wie eine Generation zuvor die älteren Kollegen weiterhin auf ihrer Remington schrieben und der Bildschirm als Zauberwerk galt, ließ man diese Dimension einfach beiseite. Schon wenig später galt Online als Teufelswerk, als unerwünschte Konkurrenz. Erst jetzt macht man den Versuch, Online als Ergänzung ernst zu nehmen, weil man im Ungefähren spürt: Die Jüngeren, die lesen keine Zeitung mehr.

Als wenn es darum ginge. Ob Print oder Online – es geht allein um Standards. Eben darum, die Leser durch die Gegenwart zu lenken, ihnen Halt zu verschaffen in diesen Zeiten, die alles andere als übersichtlich wirken. Das ist eine große Aufgabe, aus der sich jedes Anforderungsprofil ableiten lässt:

Der Journalist muss heute, im Übrigen nicht anders als früher, ein guter Handwerker sein, der sich nicht zu schade ist, die Lage der Dinge basal zu erklären. Das mag mühsam sein. Doch daran führt kein Weg vorbei: Wenn Leser die Anfänge der Bundesrepublik nicht mehr erlebt haben, muss man ihnen die Anfänge dieser Republik erklären.

## Über den Gastautor

Matthias Arning, 1963 geboren, studierte Politikwissenschaft in Frankfurt am Main und Berlin. Nach der Promotion an der Humboldt-Universität zu Berlin volontierte er bei der Frankfurter Rundschau und arbeitete anschließend dort als Politik-Redakteur. 2007 wechselte er in die Stadtreaktion Frankfurt, die er seitdem leitet.

# 2

Iran | Nahrungstabus | Oqular | Exil-Inder | G8-Gipfel | Irak-Blog | Piratpartiet | Demosqube



## Innenpolitik hinter Gittern

Von Gastautor Ali Schirasi

Nach den Massenverhaftungen von Demonstranten, die gegen die Wahlfälschung protestierten, sind die Gefängnisse im Iran überfüllt. Manche Gefangene wurden zwischenzeitlich wieder freigelassen, und es ist wichtig zu hören, was sie berichten.

Die iranische Innenpolitik spielt sich jetzt – neben den Intrigen der Ajatollahs – vor allem in den Gefängnissen ab. Hier wollen Ajatollah Chamenei und Ahmadineschads Kumpanen ihre Macht demonstrieren, und was hier geschieht, wirkt sich auf das Umfeld der Protestierenden aus. Was für eine Atmosphäre herrscht in den Zellen, sind die Menschen gebrochen, schaffen sie es, trotz der Folter zusammen zu halten? Wir wollen sehen, wie die Staatsmacht sich äußert und wie die Bevölkerung darauf reagiert.

### Staatliche Sonderkommission gegen die Gefangenen

Laut Meldungen, die aus dem Ewin-Gefängnis (Teheran) eintreffen, wurden mehrere Tausend jugendliche Demonstranten in der letzten Zeit verhaftet und im Ewin-Gefängnis eingesperrt.

Die Verhaftungen wurden unter anderem von einer Sondereinheit der Iranischen Revolutionsgarde Pasdaran ausgeführt, die speziell für solche Zwecke ausgebildet wurde. Die Namen der meisten Verhafteten sind derzeit unbekannt, auch die Angehörigen wissen meist nicht, wer wo in Haft ist. Täglich versammeln sich zahlreiche Angehörige vor den Gefängnistoren von Ewin und des Revolutionsgerichts, um zu erfahren, wo ihre Kinder oder Eltern oder Partner in Haft sind. Viele verhaftete Frauen sind verheiratet und haben kleine Kinder, so dass ihre Ehemänner mit den Kindern vor dem Gefängnis erscheinen, um etwas über die Lage ihrer Frau zu erfahren.

Es gibt zwar erste Namenslisten von etwa 30 Gefangenen, aber das ist nur ein Bruchteil der Inhaftierten.

Derzeit braut sich Unheil über ihren Köpfen zusammen. Die Justiz hat eine Sonderkommission gebildet, die festlegen soll, was mit den Verhafteten passieren wird. In dieser Kommission sitzen Ajatollah Dori Najaf-Abadi (Nadschaf-Abadi), der Generalstaatsanwalt des Irans, der ehemalige Innenminister und jetzige Leiter der landesweiten



„Where is my Vote?“ – Die Iraner wollen sich den Wahlbetrug nicht gefallen lassen. (AP)

Ermittlungsbehörde Mostafa Purmohammadi und Hodschatoleslam Ra'isi (hoher schiitischer Geistlicher).

Purmohammadi war einer der drei Personen, die von Ajatollah Chomeini als Mitglieder der obersten Todeskommission ernannt wurden, um über Leben und Tod der politischen Gefangenen im Jahr 1988 zu entscheiden. Damals wurden Tausende von Gefangenen der linken Opposition hingerichtet.

Ajatollah Ahmad Chatami (nicht verwandt mit dem Ex-Präsidenten Chata-mi) hat jüngst auf einer Freitagspredigt in Teheran die Demonstranten als „Mohareb“ bezeichnet, als Menschen, die Krieg gegen Gott führen. Die Strafe hierfür ist die Todesstrafe.

Inzwischen wurden schon einige Gefangene im staatlichen Fernsehen vorgeführt, wo sie erklärten, sie seien von England irreführt worden. Es ist eine berüchtigte Praxis des islamischen Regimes, die Gefangenen so lange zu foltern, bis sie bereit sind, vor dem Fernsehen derartige „Interviews“ abzugeben.

Laut einer Meldung der studentischen Nachrichtenagentur Amir-Kabir (<http://isna.ir>) wurden einige der Studenten, die am 14./15. Juni 2009 beim nächtlichen Angriff auf die Studentenwohnheime verhaftet wurden, zwischenzeitlich freigelassen. Sie berichten, wie es ihnen in der Haft ergangen ist. Blutend und verletzt wie sie waren, wurden sie in Lieferwagen eingesperrt, gedemütigt und während der Fahrt mit Knüppeln geschlagen.

### Folter in den Staatskatakomben

Manche von ihnen wurden noch in derselben Nacht ins vierte Kellergeschoss des iranischen Innenministeriums gebracht, wo schon viele Dissidenten spurlos verschwanden.

Dort wurden sie ständig geschlagen, obwohl noch kein Verhör begonnen hatte. Zwölf Stunden lang erhielten sie nicht einmal Wasser zu trinken. Die Wärter fragten die durstigen Gefangenen, wer trinken wolle, und ließen Wasser auf den Boden tropfen. Wer näher kam und sich bückte, um die Tropfen mit dem Mund aufzufangen, wurde mit Stiefeln getreten. Nach längeren Folterungen und Misshandlungen wurden den Gefangenen Nudeln zum Essen gegeben, aber nicht auf einem Teller, sondern in die Hand. Wer etwas fallen ließ, wurde brutal geschlagen.

Mehrere Tage mussten sie die zerrissene, blutige Kleidung anbehalten, mit der sie verhaftet wurden, danach erhielten sie neue Gefängniskleidung.

### Keine Luft im Ewin-Gefängnis

In den Einzelzellen des Gefängnis-Trakts 209 im Ewin-Gefängnis sind sechs Gefangene pro Zelle untergebracht. Die politischen Gefangenen, die vorher in Trakt 8 waren, wurden in Trakt 7 verlegt. Dieser ist jetzt mit 700 politischen Gefangenen belegt, obwohl die Zellen für 150 Gefangene vorgesehen sind. In den Einzelzellen der Trakte 240 und 241 sind die Einzelzellen jeweils mit drei Gefangenen belegt. Der Keller des Trakts 7, der zuvor als Quarantäne-Station diente, ist ebenfalls mit Gefangenen überfüllt. Dort ist es so stickig, dass die Häftlinge Mühe haben, genügend Luft zum Atmen zu bekommen. Einige der Gefangenen sind unter 17 Jahre alt. Ihnen wird mit Vergewaltigung und Misshandlung gedroht.

Trotz dieser schrecklichen Umstände trauen sich die Gefangenen, gemeinsam Parolen zu rufen.



Ein Demonstrant hält ein Bild der bei den Protesten getöteten Neda in den Händen, die zum Symbol des Widerstands wurde. (AP)

## Über den Gastautor

Ali Schirasi, Jahrgang 1940, ist ein iranischer Autor, der sein Heimatland immer wieder kritisch hinterfragt. 1979 flüchtete er nach zehnjähriger Haft aus dem Iran in Richtung Deutschland. 2002 bekam er für „Steinregen“ den Ingeborg-Drewitz Literaturpreis.



Demonstranten leben im Iran gefährlich: Viele werden inhaftiert und gefoltert (AP).

## Das sagen die anderen

### Spiegel Online

„...Vor dem Gefängnis harren die Angehörigen aus, manche gehen auf und ab, andere sitzen auf Plastikstühlen und trinken Tee. Viele haben ihre Gehaltsschecks dabei, die sie als Kautions hinterlegen wollen, um die Inhaftierten freizubekommen. Manche telefonieren aufgeregt mit ihren Handys, die mittlerweile wieder Empfang haben. An den Wänden kleben Zettel, auf denen die Namen der Gefangenen aufgelistet sind. Es sind mehr als 700. Groß ist die Enttäuschung bei denen, die den Namen von vermissten Angehörigen nicht auf den Listen finden...“

### Stuttgarter Zeitung

„...Was ihnen in den Verliesen des Regimes blüht, erlebte am letzten Sonntag ein junger kanadischer Journalist, den die Revolutionsgarden am Rande einer Demonstration aus Versehen festnahmen. Geohrfeigt und verprügelt wurde er die Treppe hinabgestoßen in die Keller des Innenministeriums, „wo so viele Dissidenten spurlos verschwinden“. Mit ihm im Raum waren rund 50 Demonstranten - manche blutüberströmt. Andere wurden gezwungen, auf Zehenspitzen zu stehen mit verschränkten Händen hinter dem Kopf...“

### Die Presse

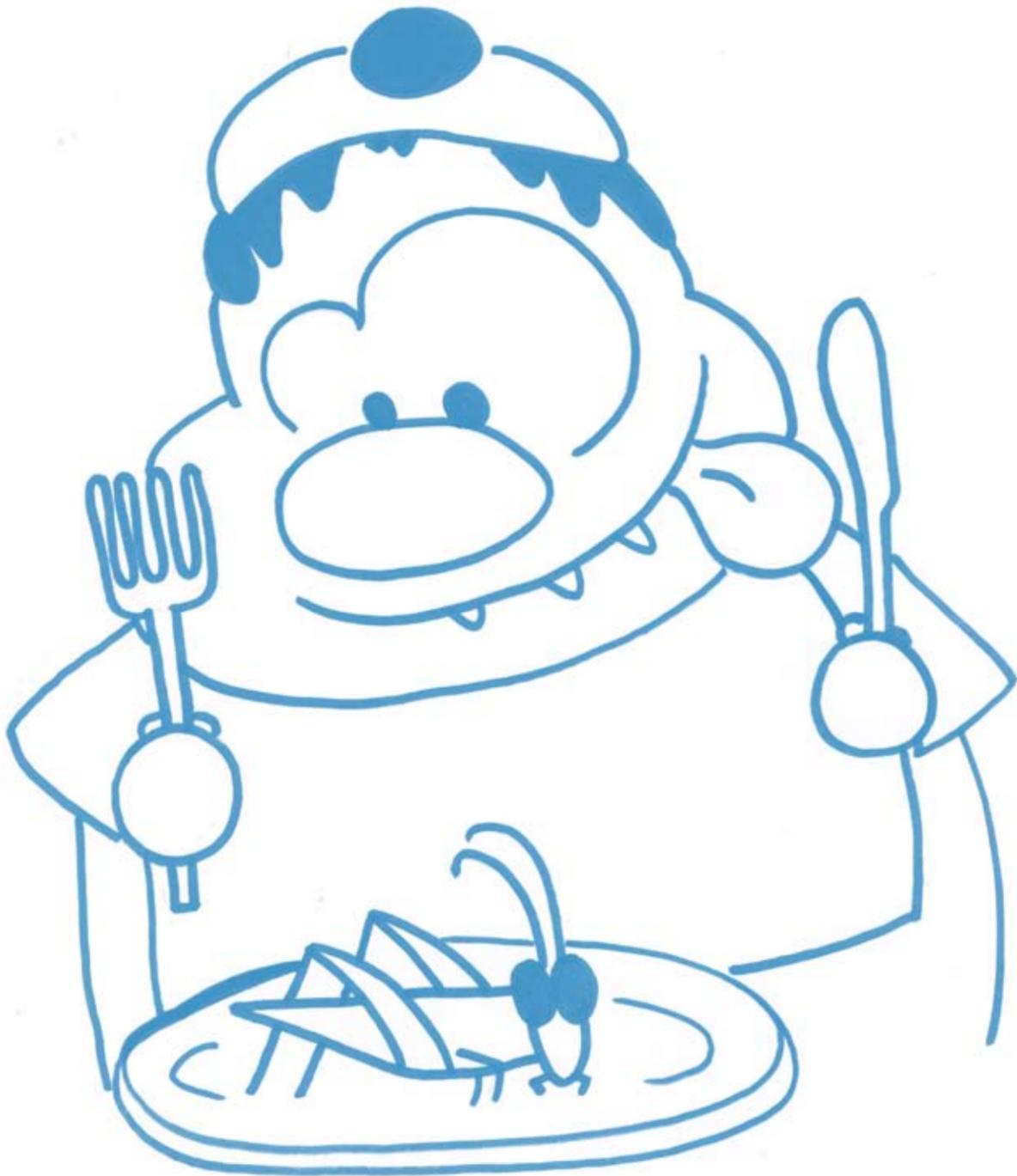
„...Nur zögernd entblößt er die Striemen an seinem Oberarm, die ihm die Folterer des berüchtigten Evin-Gefängnisses in Teheran zugefügt haben. Sie haben ihn mit Tritten in die Hoden traktiert, Salz in die Wunden gestreut, ihm die Zähne eingeschlagen, die Haare büschelweise ausgerissen. Kopfüber haben sie ihn von der Decke hängen lassen, ihn für eine Scheinhinrichtung auf einen Sessel gestellt und ihn kopfüber in Exkremamente getaucht, bis er glaubte zu ersticken...“



# Jenseits des guten Geschmacks

Von Wolfgang.Denzler@qube-online.de, Illustration: Laura Höflinger

Die Zahl der Menschen auf der Erde wächst unaufhaltsam, fruchtbares Land und sauberes Wasser werden insgesamt knapper. Es gibt immer weniger Nahrungsressourcen für immer mehr Esser. Und trotzdem: Europäer verschmähen Insektenlarven, Inder wollen keine Kühe essen, Juden und Moslems meiden Schweine und manche Menschen essen entweder gar keine Lebewesen – oder nur, was freiwillig vom Baum gefallen ist. Je nach Herkunft und Kultur wird zwischen guten und schlechten Speisen unterschieden. Bestimmte Essregeln stärken die gemeinsame Identität und grenzen ab. Doch egal ob sittliches Verbot, religiöses Gebot oder radikaler Frutarismus (Vegetarische Nahrung abzüglich geernteter Pflanzen) – die meisten Nahrungstabus haben einen kulturell, geschichtlich oder ökologisch bedingten Hintergrund. Rein biologisch könnte der Mensch eine ganze Menge mehr essen als er will. Nur Giftiges oder Unverdauliches meidet er aus natürlichen Gründen. Der Rest ist erlernt, erzwungen, eingeblendet oder überliefert.



## Insekten

Verlässliche Zahlen zum „Pro-Kopf-Verbrauch“ von Insekten in verschiedenen Nationen fehlen. In Afrika, Asien und Mittel- und Südamerika stehen aber 500 bis 1.400 verschiedene Insektenarten auf dem Speiseplan. Ebenso bei einigen indigenen Gruppen in Australien und Nordamerika.

Auf den Tisch kommt von der Ameise bis zur Wasserwanze so gut wie alles. Die übliche Aufzählung besonders gruseliger oder exotischer Beispiele aus verschiedenen Ländern bringt keinen wirklichen Wissensgewinn. Beispielhaft nur eine Darstellung aus dem Jahr 1853:

„Bekannt genug dürfte es z.B. sein, daß die Hotten-Totten die Heuschrecken sehr gern essen und oft so viel davon verzehren, daß sie merklich fetter dannach werden, auch bereiten sie aus ihren Eiern eine braune Suppe. (...) Auf der Küste von Guinea essen die Neger außer anderen unserem Gaumen widerwärtigen Thieren auch Heuschrecken, Raupen, Insekten und alles andere Gewürm, dessen sie nur habhaft werden können.“

Der deutsche Botaniker und Humboldt-Zögling Karl Sigismund schrieb in der Sprache seiner Zeit. Was die Engstirnigkeit und Arroganz seiner Darstellung angeht, stehen ihm viele aktuelle Berichte über das Thema aber in nichts nach. Insekten zu verspeisen gilt immer noch als Zeichen von Armut oder Rückständigkeit.

Bei Angehörigen der sogenannten westlichen Kulturen und allen, die diesem Lebensstil nacheifern, gelten Insekten als Ungeziefer, unrein und ekelhaft. Insekten-Genuss wird hier mit dem Fachwort Entomophagie als Abnormalität gebrandmarkt.

Auch in den Industrienationen isst der Mensch regelmäßig Insekten. Etwa ein halbes Kilo jährlich, zum Beispiel als Rückstände in Konfitüre, Apfelmus, Ketchup oder tiefgekühltem Gemüse. Nicht zu vergessen, die Käfer und Fliegen, die man beim Laufen oder Radfahren verschluckt.

Doch unabsichtlich vertilgte Fremdkörper gelten nicht wirklich als Nahrung. Die Maikäfersuppe, die noch zu Anfang des 20. Jahrhunderts in Nordhessen und in Frankreich zur traditionellen Küche gehörte, dagegen schon. Aus dem Magazin für die Staatsarzneikunde, 1844:

„Man sollte nicht glauben, dass der gemeine Maikäfer welcher oft, namentlich wieder in diesem Jahre, eine verderbliche Landplage ist, und Alles, verheert, eine so gute Suppe liefern könnte, wie solche wirklich von ihm gewonnen, hier von Vielen bereitet und mit Vergnügen gegessen wird. (...) Unsere Studenten essen sie nach abgerissenen Füßen roh, ganz wie sie sind, und nicht wenige ohne den geringsten Nachtheil; in vielen Conditoreien sind sie überzuckert zu haben, und man isst sie candirt an Tafeln zum Nachtische.“

Und auch heute noch werden in Europa Insekten gegessen. In Würchwitz, Sachsen-Anhalt, wird ein Milbenkäse produziert. Bei der Reifung werden Käsemilben eingesetzt – als Ersatz für Bakterien oder Schimmelpilze. Die Milben werden lebend im fertigen Produkt verspeist.

Wirklich Mut braucht man auch für den Casu Marzu. Der Schafskäse aus Sardinien reift so lange, bis die Maden kommen. Die Einheimischen essen die Spezialität inklusive der lebenden Larven. Manchmal überleben die Tiere die Magensäure und können dann zu blutigem Durchfall, Erbrechen und urino-genitaler Myiasis (Befall mit Parasiten) führen.

### Nahrhafte Horrorwesen

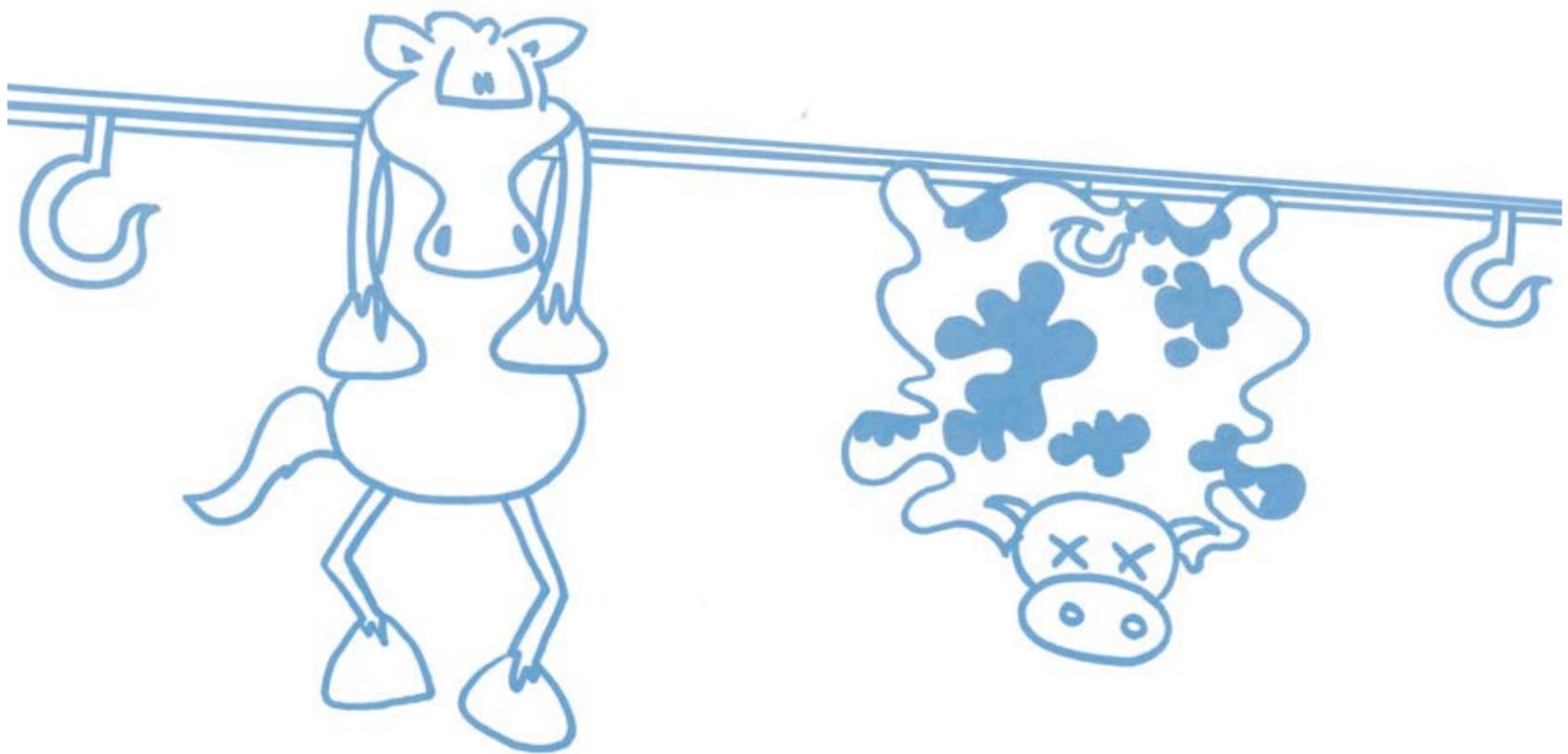
Neben irrationalen Ekel gibt es auch einleuchtende Rechtfertigungen für das nordische Insekten-Tabu. In nicht-tropischen Ländern waren Insekten schon früher eher klein und bildeten in der Regel keine Massenschwärme. Gleichzeitig gab es viele große Wirbeltiere. Das Aufsammeln von Kleingetier war als Futtersuche einfach zu mühsam. Somit waren Insekten keine bevorzugte Nahrungsquelle der hier lebenden Urzeitmenschen. Wer nicht die optimal mögliche Kalorienausbeute pro Stunde erreichte, hatte weniger Überlebenschancen.

Dass Insekten aus nahrhaften Proteinen bestehen und damit sämtliche essenzielle Aminosäuren, aber fast kein

Fett enthalten, sollte eigentlich viele Skeptiker überzeugen. Tut es aber nicht. Unser kulturelles Werteverständnis, unser Ekel-Empfinden oder unsere Definition von „genießbar“ und „ungenießbar“ wurden in frühester Kindheit geprägt und lassen sich nicht so einfach wegdiskutieren.

Gliederfüßer wie Hummer, Langusten, Flusskrebse und andere Krebstiere verspeisen aber auch Menschen im Norden gerne als „Meeresfrüchte“. Die zum gleichen Stamm gehörenden Insekten sind dagegen trotz vieler Ähnlichkeiten verpönt. Dieses oft vorgebrachte Beispiel für die eigentlich unvernünftige Abscheu vor Insekten ist aber nur scheinbar zutreffend. Der übliche Lebensraum von Insekten und ihren Larven ist allzu oft Verwestes, Verdorbenes oder Ausgeschiedenes. Garnelen dagegen schwimmen im klaren frischen Salzwasser. So zumindest das assoziative Bild.

Letztlich hat das Ganze neben Ekel auch noch eine weitere starke emotionale Komponente: Furcht und Schauder. Insekten sehen, unter der Lupe, aus wie gruselige Horrorwesen: haarige Beine, scharfe Klauen und glänzende Panzer. Selbst ausgewachsene Schweine und Kühe wirken dagegen possierlich und liebenswert.



## Pferd

Darf man Jolly Jumper oder Fury nicht nur reiten und gern haben, sondern auch essen? Ja, Apfelschimmel und Rappen dürfen in die Wurst und auf den Grill. So sieht es zumindest die Spitzengruppe der Pferdefleisch-Länder: Italien, Belgien, Luxemburg und die Niederlande. Der Verzehr pro Kopf und Jahr liegt geschätzt bei ein bis drei Kilogramm. In Deutschland sind es nur 50 bis 100 Gramm.

Wie in der Schweiz und Österreich kommt das Pferd vor allem als regionale Spezialität auf dem Teller: Rheinischer Sauerbraten wird im Original mit Pferd zubereitet, in Oberösterreich der Leberkäse. In Deutschland und der Schweiz finden sich jeweils rund 80 bekennende Pferdemetzgereien im Branchenbuch. Pferdefleisch ist vor allem als billige und fettarme Alternative zu Rindfleisch beliebt. Spätestens seit der BSE-Krise 2001.

### Das Pferde-Verzehren hat Tradition.

Im Mongolenheer Dschingis Khans soll jeder Krieger eine Kette von achtzehn Pferden mit sich geführt haben. Alle zehn Tage zapfte er einem Tier die Halsader an und stärkte sich an dessen Blut. Brachen die Tiere zusammen, wurden sie geschlachtet. In Frankreich fiel das Pferde-Tabu der Revolution zum Opfer. 1793 kamen in Paris die adligen Volksfeinde auf die Guillotine und deren edle Pferde in die Kochtöpfe der Bürger.

Stark verpönt ist Pferd als Nahrung im angelsächsischen Raum. In den USA haben Tierschützer 2006 unter dem Motto „Stop the Horse Slaughter“ ein landesweites Verbot der Schlachtung für den menschlichen Verzehr erwirkt und fordern nun ein generelles Export-Verbot. Im Mai 2007 wurde in Illinois das letzte Pferdeschlachthaus geschlossen. Viele damit überflüssig gewordene Pferde verhungerten, wurden ausgesetzt oder unter katastrophalen Umständen nach Mexiko oder Kanada gekarrt. Den Besitzern blieb sonst nur die teure Tötung durch den Tierarzt oder der kühne, aber legale Griff zur eigenen Waffe. Ebenfalls verboten ist Pferdefleisch im Judentum und Hinduismus, der Islam fordert eine weitgehende Meidung.

Die größten Produzenten sind inzwischen mit vorsichtig geschätzten Zahlen China (150.000 t) und Russland (80.000 t), gefolgt von Mexiko (78.000 t).

### Verbot zugunsten der Rinderzüchter -Lobby

Im Jahr 732 verbot Papst Gregor III. den Verzehr von Pferden als unrein und verabscheuungswürdig. Zwei mögliche Gründe geben Historiker an: Zum einen war Pferdefleisch ein beliebtes Opfermahl der alten Germanen. Das Verbot sollte dazu dienen sie zu christianisieren. Zum anderen war es Frankenfürst Karl Martell gelungen, einen Angriff der islamischen Mauren durch ein Heer christlicher Panzerreiter abzuwehren. Der militärische Wert des Pferdes für das Abendland wurde offensichtlich. Aber gerade durch die großen Feldzüge und Weltkriege wurden Pferde auch immer wieder zur Notmahlzeit für ärmere Bevölkerungsschichten und Soldaten. Die Franzosen frönten ihre Vorliebe für Pferde weiterhin, die ihnen wahrscheinlich der kriegsverrückte Napoleon hinterlassen hat. Die Amerikaner denken dagegen mit Grauen an die Zeit zurück, als Pferdefleisch im Zweiten Weltkrieg als Ersatz für das rationierte Rindfleisch herhalten musste. Die Gründe für die teils strikte Ablehnung und die weit verbreitete Skepsis sind bei Pferdefleisch vielfältig. Das Pferd wird allgemein mehr als Hausdenn als Nutztier gesehen. In Romanen und Filmen wird es als treuer Begleiter der Helden und Abenteurer dargestellt. Zum schlechten Ruf als Mahlzeit trug auch die Tatsache bei, dass früher meist ausgediente Arbeits-, Renn- oder Reitpferde geschlachtet wurden. Diese waren oft mager, zäh, krank oder mit Medikamentenrückständen belastet.

Der vielleicht wichtigste Grund, gerade in den USA, ist aber die starke Lobby der Rind- und Schweinefleischproduzenten.

## Rind

Verspeist werden Kühe als Nutztiere weltweit mit großem Appetit. Die Spitzen-Steak-Esser waren im Jahr 2003 die Argentinier (54 Kg im Schnitt), gefolgt von den Australiern (46 Kg). Den Deutschen genügen elf Kilogramm pro Mund. Unfreiwillig ganz verzichten die Menschen in Liberia und Nordkorea (jeweils 0 Kg) auf den dort teuren Fleischgenuss, der Konsum von nur zwei Kilogramm pro Inder lässt sich dagegen anders erklären. Im hinduistisch geprägten Land werden Kühe verehrt, weil man bis zu 330 Millionen Götter in ihnen vermutet. Wer ein Tier tötet, werde als Dämon wiedergeboren. Fast überall in Indien ist die Rinder-Schlachtung gesetzlich verboten. Für Kühe, die keine Milch mehr geben, gibt es spezielle Tierheime. Dennoch sind die Inder pragmatisch: 2005 war das Land mit rund 1,5

Millionen Tonnen der neuntgrößte Rindfleischproduzent weltweit. Die Spitzenposition hielten mit Abstand die USA (10,8 Mio. t) und Brasilien (8,6 Mio. t).

### Geliebt als Zugmaschine, gehasst als bourgeoise Delikatesse

Rinder eignen sich traditionell ideal als Traktor-Ersatz für den Ackerbau. Sie liefern Milch, Dünger und Heizmaterial und schützen damit Kleinbauern vor Hunger und Landverlust. Kühe unter hohen Wasser- und Nahrungsmittelverbrauch für die Teller der Reichen zu produzieren, schadete den ärmeren Schichten. Wie alle religiösen Tabus dient das Rindfleischverbot auch der Abgrenzung von anderen Glaubensgruppen.

## Internationale Geschmäcker



**Xi Fu**

(28, Diplom-Wirtschaftschemikerin)

*Als ich nach Deutschland kam, hat mich gewundert, wie viel Jogurt und Käse die Deutschen essen. Das ist bei uns anders. Dafür essen wir in China viele Dinge, die Deutsche normalerweise nicht essen. Zum Beispiel Leber und Zunge oder Hühner-Füße. Unser Land ist sehr groß und es gibt große Unterschiede beim Essen zwischen Nord- und Südchina. Die Chinesen sehen Essen als eine sehr wichtige Sache. Sie versuchen, immer gute Dinge zum Essen zu bekommen.*

*Ich finde alles lecker. Am liebsten esse ich Krebse oder andere Meeresfrüchte. In Deutschland fand ich Butterbrezeln toll. Aber jedes Land hat seine eigenen Essgewohnheiten.*



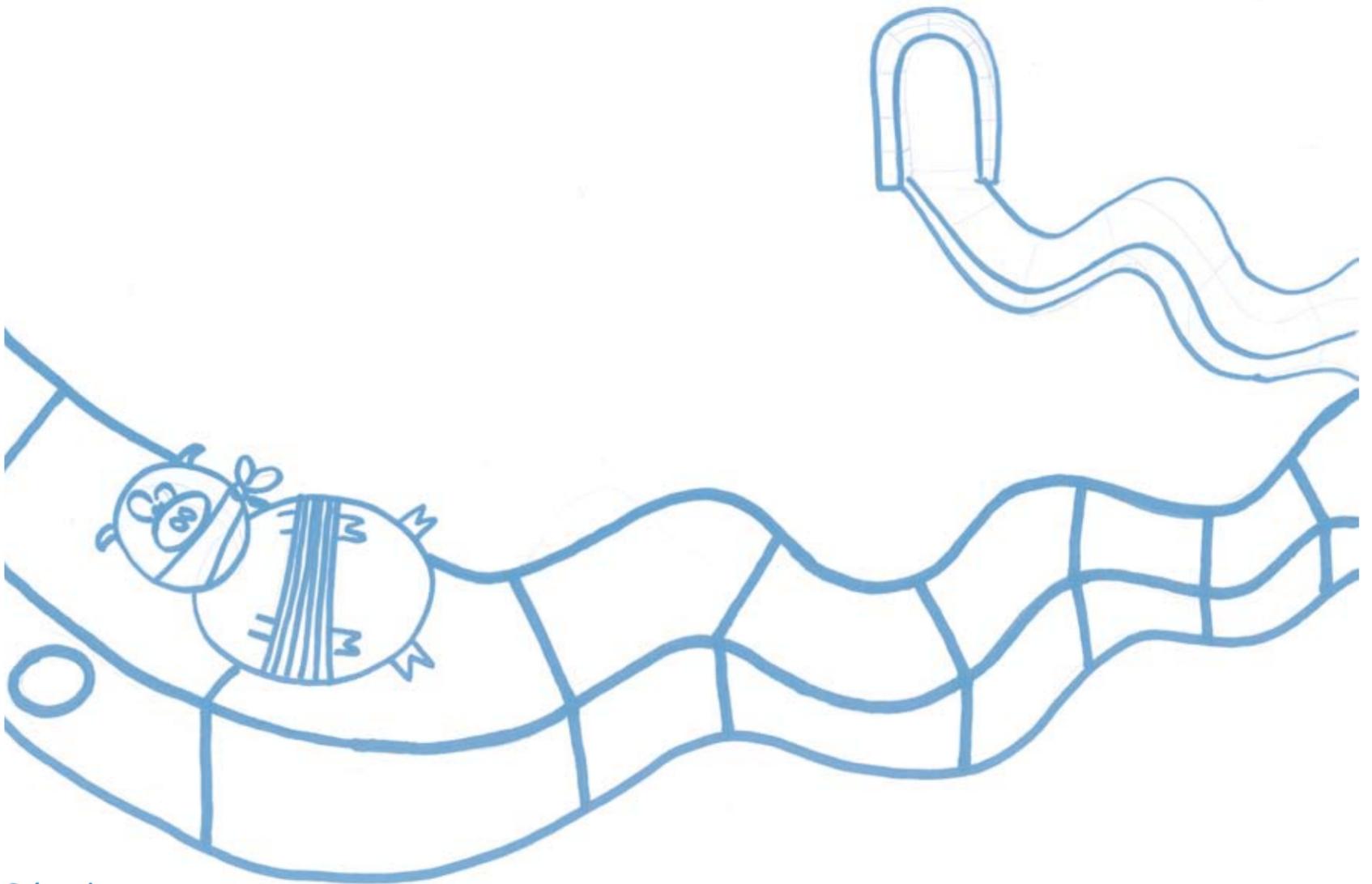
**Audrey Carolina Delgado Principe**

(26, studiert Internationales Recht in Nizza)

*Ein typisches Gericht meiner Heimat Peru ist Ceviche. Es besteht aus verschiedenen Sorten rohen Fisch, der mit Limettensaft genießbar gemacht und mit Gemüse und Zwiebeln angerichtet wird. Inzwischen ist Ceviche in ganz Lateinamerika beliebt, Ausländer müssen sich daran aber erst mal gewöhnen.*

*Woran sich nur wenige Touristen trauen, wonach aber alle fragen, ist gegrilltes Meeresschwein. Ich mag es sehr, obwohl es Ähnlichkeit mit einer Ratte hat. Aber in meinem Land isst es fast jeder. In der ganzen Andenregion ist es weit verbreitet.*

*Als ich in Frankreich war, fand ich Schnecken als Essen nicht sehr appetitlich.*



## Schwein

Ein Klischee wird bestätigt: Die Österreicher waren mit 74 Kilogramm Schweinefleisch pro Kopf die Oberschnitzler im Jahr 2003. Spanien (66 Kg), Dänemark (63 Kg) und Serbien (56 Kg) stehen vor den mit 54 Kilogramm pro Einwohner unerwartet deklassierten Deutschen. Aber selbst das ist noch viel im Vergleich zu den US-amerikanischen Rinds-Fanatikern (30 Kg). Wieder stehen ans Ende der Fleischliste gedrängt die Entwicklungsländer, in denen kein nennenswerter Schweinefleisch-Konsum zu verzeichnen ist. Ebenfalls null Kilogramm Schwein pro Kopf wird in Ägypten, Iran, der Türkei und anderen islamisch gepräg-

ten Ländern verspeist. Weniger strikt geht es in Israel zu, immerhin zwei Kilogramm isst jeder Einwohner im Schnitt pro Jahr. Aber auch das ist nicht viel, wenn man bedenkt, dass immerhin 43 Prozent der jüdischen Mehrheit eher säkular (weltlich) orientiert sind. China produziert mit 45 Millionen Tonnen pro Jahr das meiste Schweinefleisch im Jahr.

Unabhängig von konkreten Zahlen: Das Schwein ist wohl das von geistlichen Ideologien am stärksten verfeimte Tier. Die beiden Weltreligionen Islam und Judentum empfinden die Allesfresser als „unrein“, weil die Tie-

re verdorbene Lebensmittel und Kot fressen. Zudem soll der Prophet Moses den Genuss von Nicht-Wiederkäuern klar verboten haben. Die Christen ignorierten das und hielten sich lieber an die These „Was zum Mund hineingeht, das macht den Menschen nicht unrein; sondern was aus dem Mund herauskommt.“ Sie schimpften die Speisevorschriften der Konkurrenz als „Undankbarkeit gegen die Gaben Gottes“.

### Anspruchsvoll und nutzlos

Im Orient und arabischen Raum ist Schweinehaltung schwierig: Schatten-

spendende Wälder und ausreichend Wasser fehlen, die Tiere sind in der Hitze für Infektionen anfällig. Da sie im Gegensatz zu Rindern und Schafen keine Wiederkäuer sind und kein Gras verdauen können, fressen sie Feldfrüchte wie Getreide und werden dem Menschen damit zum Nahrungskonkurrenten. Schweine kann man nicht melken, reiten oder als Zugtier einsetzen, unverspeist nützen sie dem Menschen also nicht.

## Ogular



Mäuseeintopf – das käme bei unserer Leserin Martina Mustermann nicht auf den Tisch. Dafür kam ihr Foto auf diese Seite. Was andere Leser als Nahrungstabus empfinden, sehen Sie auf [qube-online.de](http://qube-online.de)! Hier gibt es auch den Aufruf für unser nächstes Leserfoto-Thema – also eine neue Chance für Ihre Fotokünste.



# Zwischen Kaste, Kulturschock und Kinderwunsch

Von Christian.Schlueter@qube-online.de, Illustration: Tobias Lauer

Verliebt in die „falsche“ Frau. Was für den jungen Deutschen kein Thema ist, kann für einen jungen Inder das ganze Leben verändern. Rashid Natarajan hat erlebt, was es bedeutet sich für die Liebe und gegen die Familie zu entscheiden.

Mit Anfang 20 flüchtete er von Indien nach Australien. Doch sein Leben ist in dem Land, das mit Toleranz und multikultureller Aufgeschlossenheit wirbt, nicht unbedingt leichter geworden. Ist er trotzdem glücklich?

Eine scharfe Duftmischung aus Curry, Koriander, Chili und Kardamom durchströmt die kleine Küche des einstöckigen Holzbungalows. Die Abendsonne scheint durch den Fliegenschutz im Fenster und malt ein exaktes Gittermuster auf den braunen Emailletpf. „Attention, I will fry some chicken now.“

Das Fett spritzt an die Fliesenreihe hinter dem Herd und hinterlässt ein orangefarbenes Sprenkeldekor.

Nach einem zwölfstündigen Arbeitstag kocht Rashid Natarajan ein pikantes Hähnchencurry. Die Tandoori-Paste steht noch auf der Arbeitsplatte der Kochnische, als der 26-Jährige sein Abendessen zu sich nimmt, während aus dem Schlafzimmer orientalische Klänge zu hören sind.

Mitten in Sunshine, einem der glanzvollen Vororte von Australiens zweitgrößter Stadt Melbourne, hat sich der gebürtige Inder auf circa zwölf Qua-

dratmetern seine ganz eigene Heimat geschaffen. Ein Ensemble aus Fotos seiner Freundin Anjali, einem alten Computer, einer Figur der indischen Glücksgottheit Ganesha, einem Fernseher und den sechs Sternen der australischen Nationalflagge ziert sein Zimmer.

Rashid ist einer von fast 200.000 Indern, die in Australien leben, und doch ist seine Geschichte anders.

## Das Leben als Vaishya

Als zweitältestes von vier Geschwistern kommt er in Bangalore City zur Welt. In der mit 5,3 Millionen Einwohnern drittgrößten Stadt Indiens wird Rashids Leben von klein auf durch ein System geprägt, das seit Jahrtausenden das Zusammenleben aller Inder bestimmt. Das Kastensystem. Als Sohn eines Lebensmittelhändlers wird er in die Kaste der Vaishyas geboren - eine der vier Hauptkasten, die sich in zahlreiche Unterkasten aufspaltet. Damit ist ein großer Teil von Rashids Leben bereits vorprogrammiert.

Nachdem er die Schule absolviert hat, wird er den Beruf seines Vaters erlernen und zusammen mit seinem älteren Bruder das Geschäft übernehmen. Mit Anfang 20 soll er eine Frau

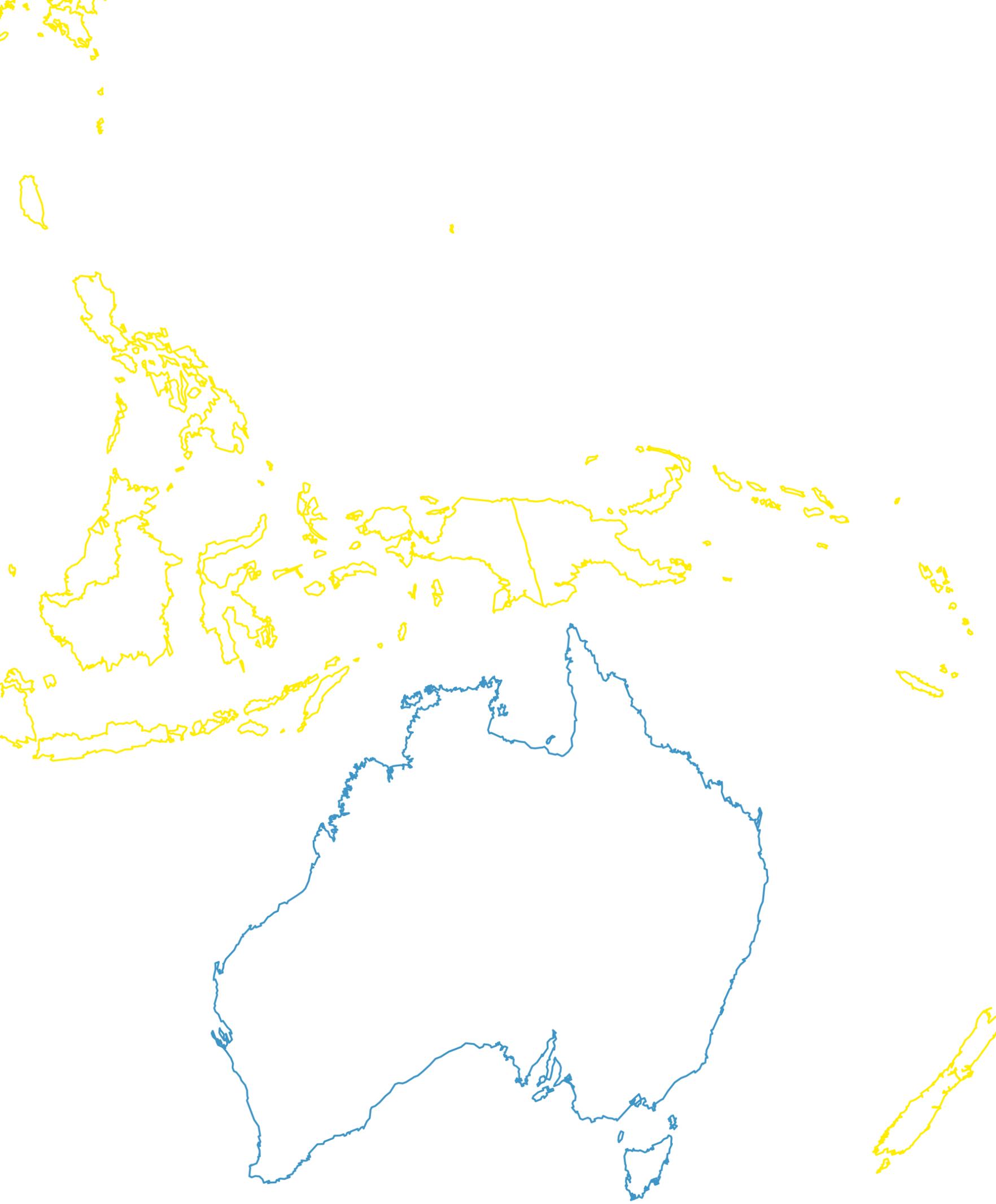
heiraten, die seine Eltern für ihn ausgesucht haben und die eine möglichst hohe Mitgift verspricht. Mit ihr wird er dann eine eigene Familie gründen und die Tradition der Familie fortführen - so der Plan seiner Eltern. Was für Europäer undenkbar erscheint, ist in der indischen Tradition selbstverständlich. Bis heute werden über 90 Prozent der Ehen in Indien arrangiert. Die Ehepartner sehen sich in der Regel zum ersten Mal bei der Trauungszeremonie. „First comes marriage, then comes love“, diese Worte werden für viele junge Inder zur traurigen Wirklichkeit, schreibt die indische Journalistin Ira Mathur.

## Eine Liebe, die nicht sein darf

Als Rashids Eltern Ende des Jahres 2005 erste Gespräche mit den Eltern potenzieller Schwiegertöchter führen, bekommt der damals 21-Jährige Panik. Seit einem Jahr trifft er sich heimlich mit Anjali - einem Mädchen aus der Nachbarschaft. Seit ihrer Kindheit begegnen sich die beiden tagtäglich auf dem Weg zur Schule, ohne je ein Wort miteinander zu reden. Anjali ist eine Shudra - ihr Vater ein Bauer. Rashids Eltern wünschen nicht, dass ihre Söhne Kontakt zu Mitgliedern unterer Kasten haben.

Eines Tages steckt Rashid Anjali trotzdem einen Zettel zu und schlägt ein heimliches Treffen vor - das junge Mädchen hat ihn verzaubert. „She isn't pretty at all but there was something in her smile that has made me curious“, sagt er heute mit einem verschämten Grinsen, während seine Augen glänzen. Beide schleichen sich heimlich aus ihren Elternhäusern und treffen sich. „Perhaps she was curious, too“, jetzt kann er sein Lachen nicht mehr verbergen.

Bei ihren heimlichen Treffen kommen sich Rashid und Anjali immer näher - die verbotene Liebe wächst. Als die Besuche potenzieller Brauteltern sich im Hause Natarajan häufen, beschließt Rashid seiner Familie reinen Wein einzuschenken. „My mother started to cry, my father only said one word: «Paria»“. Das Lachen des sonst so lebensfrohen Inders ist einer steinernen Miene gewichen. Er schaut traurig auf ein altes Familienfoto, auf dem die Familie ehrenvoll posiert. Paria, so nennen die Inder die Verstoßenen, die es nicht mal Wert sind überhaupt in einer Kaste zu leben, den Abschaum der Gesellschaft. Für Rashid ist sofort klar - er ist fortan ein Mensch ohne Familie. Ein Sohn, der seine Eltern verraten hat, bekommt keine Chance in der indischen Gesell-



Mehr als 200.000 Inder leben ins Australien.

schaft. Einen Beruf zu erlernen oder eine Familie zu gründen ist unter diesen Umständen nahezu unmöglich.

### Ein neues Leben

Wenige Tage später verlässt Rashid nach wiederholten Auseinandersetzungen in der Familie sein Elternhaus und fliegt nach Australien – Anjali muss er zunächst zurücklassen. Ihre Eltern sind bisher nicht eingeweiht. In Melbourne lebt eine Tante von Rashid, außerdem studieren ein paar Freunde seines älteren Bruders hier. Das Geld für das Flugticket leiht er sich bei einem Freund, das Touristenvisum reicht vorerst aus. Seiner Tante sagt Rashid, er käme zum Studieren nach Australien. Sie nimmt ihn für die ersten Wochen auf und besorgt ihm sogar einen Job als Küchenhilfe in einem indischen Restaurant. Der Start scheint geglückt - bis Rashids Tante seinen wahren Aufenthaltsgrund erfährt. Sie distanziert sich von ihm.

Er sucht Halt in der großen indischen Community und wird bitter enttäuscht. Mit circa 90.000 Menschen machen die Studenten den größten Teil der indischen Gemeinschaft in Australien aus. „Perhaps they want to go back someday, so they shouldn't

talk to a Paria“. Rashids Geschichte spricht sich schnell herum. Auch die Freunde seines Bruders wollen nichts mehr mit ihm zu tun haben. Sie befürchten Repressalien von seiner und ihren eigenen Familien. „They were gutted because of two things: because I lied and because I have betrayed my family.“

### Keine Chance in der indischen Gemeinschaft

Hinzu kommt, dass viele in Australien lebende Inder ihre Traditionen fortführen, oftmals konservativer als in ihrem Heimatland. Die gemeinsame Kultur schweißt zusammen. An traditionellen Feiertagen wie dem Diwali – dem Lichterfest – kommen auf dem Federation Square in Melbourne mehrere Tausend Inder zusammen und feiern gemeinsam. Andererseits grenzt die große Gemeinschaft auch aus. Verstoßene wie Rashid finden unter ihren Landsleuten in Australien genauso wenig Akzeptanz wie zuhause. Eigene Radiosender, Supermärkte, Gebetsstätten und Restaurants sorgen dafür, dass langsam aber sicher eine Parallelgesellschaft entsteht. Ausgerechnet das wird für Rashid zum Verhängnis, denn auch das Kastensystem schlägt wieder durch. „Every caste has its own accent, you can hear

where they're from. If you are in the wrong caste they might ignore you“, erklärt Rashid.

### Isolation

Nachdem der Start zunächst geglückt schien, isoliert sich Rashid zunehmend aus dem gesellschaftlichen Leben. Was ihm bleibt, sind die Arbeit als Küchenhilfe und die nächtlichen Telefonate mit Anjali. Die Frau, für die er all diese Schwierigkeiten auf sich nimmt. Möglichst schnell will er sie nach Australien holen und dann noch mal ganz von vorne anfangen. Während Anjali aber noch in ihrem Elternhaus lebt und ihre Liebe immer noch verstecken muss, arbeitet Rashid bereits daran, den gemeinsamen Traum zu realisieren. Es fehlt einzig und allein am Geld, denn alles, was er bei seinem Job verdient, braucht er zum Leben. Die paar Dollar, die jeden Monat übrig bleiben, schickt er seinen Eltern.

Denn obwohl diese ihn verstoßen haben, fühlt er sich weiterhin seiner Familie und gerade seinen beiden kleinen Brüdern verpflichtet. „It's not my brother's fault. I'm sure they need the money for their education“. Er bekommt keinen Dank dafür – aber den erwartet er auch nicht. Schließlich

ist er der Verstoßene. Um den Traum eines gemeinsamen Lebens mit Anjali trotzdem zu verwirklichen, sucht sich der junge Inder eine Ausbildungsstelle. Leichter gesagt als getan. Denn nicht nur in der indischen Community ist es für Rashid schwer, Fuß zu fassen.

### Australische Intoleranz

Auch die Australier werden immer intoleranter gegenüber Einwanderern. Was im Mai diesen Jahres in Hetzjagen und gewalttätigen Übergriffen auf indische Studenten eskalierte, bekam Rashid bereits ein Jahr zuvor bei der Jobsuche zu spüren. „Many of them said: «Why don't you drive a cab?» or «No indians!»“. Für ihn sind die wiederholten Übergriffe nun ein offenes Zeichen für die schon länger spürbare Abneigung gegen Inder und Ausländer im Allgemeinen. Die australische Regierung versucht indes, die Gemüter zu beruhigen und die eigenen Verfehlungen in der Integrationspolitik zu verschleiern. Zwar lässt Premierminister Kevin Rudd nach einer Messerattacke auf einen indischen Studenten in Melbournes Stadtteil St. Albans verlauten: „I speak on behalf of all Australians when I say that we deplore and condemn these attacks. I said to Manmohan Singh (Indischer



In diesem einfachen Bungalow wohnt Rashid mit bis zu drei Mitbewohnern. (C. Schlüter)

Premierminister [Anmerkung der Redaktion]) that the more than 90,000 Indian students in Australia are welcome guests in our country and the more than 200,000 Australians of Indian descent are welcome members of the Australian family."

Kein Wunder, spülen doch allein indische Studenten fast zwei Milliarden Australische Dollar in die Kassen der Universitäten. Die zunehmende Ghettoisierung von ausländischen Gruppen wie zum Beispiel in St. Albans wird jedoch seit Jahren mit dem Hinweis auf „Tolerance to diversity and multiculturalism“ von der Rudd-Regierung und seinen Vorgängern ignoriert. Die indische Gemeinschaft reagiert indes empört auf die zahlreichen Übergriffe. Demonstrationen häufen sich. Der indische Bollywood-Star Amitabh Bachchan verweigerte die Annahme der Ehrendoktorwürde der University of Queensland, um ein klares Zeichen zu setzen.

### Wer bin ich eigentlich?

Rashid versteht die Empörung seiner Landsleute, gerät durch den Gegenwind von allen Seiten aber in einen Identitätskonflikt. „I don't feel like a real Indian guy anymore but I also don't feel like an Australian“. Eine Australienflagge unter der Decke, Fotos von Ausflügen zum Ayers Rock, auf der anderen Seite die Ganeshafigur und die Bilder seiner Familie in Bangalore City – seine spärliche Zimmereinrichtung lässt die innere Zerrissenheit erahnen, die Rashid fühlen muss. Doch er beißt die Zäh-

ne zusammen und nach drei Monaten Jobsuche und unzähligen Absagen wird sein Durchhaltevermögen endlich belohnt.

Nach einem Probearbeitstag bei einer großen Autovermietungskette bekommt er eine unbezahlte kaufmännische Ausbildung angeboten. „I thought: Wow, I will become a salesman“, langsam kehrt das Lachen auf sein Gesicht zurück. Sein geschickter Umgang mit Kunden und seine Gewissenhaftigkeit haben den Chef überzeugt. Zwar muss er nach seiner Acht-Stunden-Schicht bei der Autovermietung noch vier bis sechs Stunden als Küchenhilfe arbeiten und immer wieder für theoretische Prüfungen lernen, doch die Aussicht, seinen Traum von einem Leben mit Anjali zu verwirklichen, motiviert ihn. „Of course it was hard to work twelve to sixteen hours a day, but it was only one year“. Die Ausbildung hat außerdem noch einen weiteren positiven Effekt. Kurz bevor sein Touristenvisum abläuft, bekommt er durch die Ausbildung das Recht auf „temporary residency“, also eine temporäre Aufenthaltsgenehmigung, die es ihm erlaubt, für weitere fünf Jahre in Australien zu leben. Das wird auch für Anjali die ersten Schritte in Australien erleichtern. Wenn sie Rashid heiratet, bekommt sie automatisch das gleiche Aufenthaltsrecht. Sie wartet nur darauf, dass Rashid sie endlich nach Australien holt. So lange ihre ältere Schwester noch nicht verheiratet ist, steht sie noch nicht so stark unter Druck. Doch die Zeit läuft dem jungen Paar langsam davon.

Anfang 2008 schließt Rashid seine Ausbildung erfolgreich ab und wird übernommen. Die 16-Stunden-Tage haben ein Ende. „Now I only work 12 hours a day“, sagt er ironisch, während er seine Arbeitskleidung demonstrativ zurecht zupft. Der Unterschied ist: jetzt wird jede Stunde gut bezahlt. „Everything will be perfect when Anjali arrives“, sagt der 26-Jährige mit spürbarer Vorfriede.

### Endlich angekommen

Seit über einem Jahr schon spart er jeden Dollar. Zwar hat er auch die Zahlung an seine Eltern erhöht, aber hauptsächlich legt er Geld für Flugtickets zurück, um seine große Liebe endlich zu sich zu holen. Zwei Mal ist er in der Zwischenzeit nach Indien geflogen, um Anjali heimlich zu treffen. Beide Male spürte er, dass er das Richtige tut. Denn trotz der Distanz und der vielen Schwierigkeiten sind beide überzeugt von ihrer Partnerschaft. Auch Anjali kann es kaum noch abwarten, ein gemeinsames Leben jenseits von Ausgrenzung und Diskriminierung zu führen – gemeinsam mit Rashid, der so viel für sie auf sich genommen hat. Seine Eltern hat er nicht gesehen. Gewohnt hat Rashid bei dem Freund, der ihm damals sein Startkapital geliehen hat.

„First of all I paid my debts“. Bisher war Anjali noch mitten in der Ausbildung, aber bei einem dritten Besuch will er nicht mehr alleine zurück fliegen. Beim nächsten Mal will er genug Geld für zwei Rückflug-Tickets haben.

Sein Traum soll endlich wahr werden. „I guess at the end of the year I will fly back“. Es scheint als könne Rashid nach drei turbulenten Jahren endlich glücklich werden. Er hat einen festen Job und zwei seiner australischen Kollegen würde er wohl als Freunde bezeichnen. Er weiß, dass er einen hohen Preis bezahlt hat. Doch Anjali ist es ihm wert. Für sie steht der große Schritt noch bevor. Rashid hat zwar viele Hürden schon genommen, doch auch Anjali wird ihren Platz in Australien finden müssen. Vielleicht ja als Hausfrau und Mutter. „Yes I want to marry her and someday we want to have many many kids“, sagt er mit einem breiten Grinsen und fügt hinzu: „If I can afford that“. Sein kleines Zimmer wird wohl für eine Familie nicht ausreichen, und auch die Kochnische, in der Rashid zurzeit in der Abendsonne seine Mahlzeiten zubereitet, dürfte an ihre Grenzen stoßen. Hat er denn keine Angst, wieder 16 Stunden täglich arbeiten zu müssen? „No worries, mate“ ist die schlichte und so typisch australische Antwort. Rashid ist angekommen.



# Erschütternde Sicherheitsmaßnahmen

Von Michael.Abele@qube-online.de

Das diesjährige Treffen der G8 findet in L'Aquila statt. Ein schweres Erdbeben zerstörte im April fast die komplette Stadt. Müssen Europas Bürger fürchten, dass den mächtigsten Menschen der Welt das Dach auf den Kopf fällt?



Die wenigen Habseligkeiten, die dieser Mann vor dem Erdbeben in Sicherheit bringen konnte, passen in einen Müllsack. (AP)



In diesem Teil von Onna nahe L'Aquila ist fast nur eine bunt behängene Wäscheleine stehen geblieben. Nicht weit von hier wird bald der G8-Gipfel stattfinden. (AP)

**M**orgen in einer Woche ist wieder G8-Gipfel, in diesem Jahr zum ersten Mal in einem Erdbebengebiet. Die populistische Entscheidung des italienischen Ministerpräsidenten Berlusconi, das Gipfeltreffen in die im April fast vollständig zerstörte Stadt L'Aquila zu verlegen, soll der Welt das Leid der dort lebenden Bevölkerung vor Augen führen. Nachbeben sind allerdings nicht ausgeschlossen. Aber kann das Konferenzgebäude ihnen standhalten?

Für den Aufbau der Sicherheitsarchitektur fährt Italien ein beträchtliches Arsenal an Technik auf, die Kosten werden derzeit auf rund 90 Millionen Euro beziffert.

Um den Luftraum abzusichern, werden neben Awacs-Aufklärern der Nato auch Kampffjets und unbemannte Predator-Drohnen der US-Armee eingesetzt. Am Boden sind die Schutzmaßnahmen ebenfalls aufwendig: In den Bergen nahe des Tagungsortes L'Aquila wurden Boden-Luft-Raketen installiert. Auf dem benachbarten Kleinflughafen Preturo können nach Umbaumaßnahmen jetzt auch große-

re Maschinen landen. Und eine neu gebaute Straße verbindet den Flughafen nun auf direktem Weg mit dem Tagungsgebäude.

## Bunker und Mauern

Bei dem Veranstaltungsort in Coppito am westlichen Stadtrand L'Aquilas handelt es sich um die größte Polizeischule Italiens. Wie der italienische Zivilschutzchef Bertolaso gegenüber einem Nachrichtenmagazin äußerte, ist er überzeugt, dass die Kapazität der Kaserne in Coppito für den G8-Gipfel ausreichen wird. Die 48 Hektar große Anlage ist nicht nur mit schweren Stahlbetonmauern ausgestattet, sondern verfügt zusätzlich über einen befahrbaren unterirdischen Bunker und Landeplätze für Helikopter und Kampfflugzeuge mit Schnellbremsystemen, ähnlich wie auf Flugzeugträgern.

Beste Voraussetzungen also, damit sich das Drama des G8-Gipfels 2001 in Genua nicht wiederholt. Bei den schweren Auseinandersetzungen zwischen der italienischen Polizei und Globalisierungskritikern kam damals

ein Demonstrant ums Leben und hunderte Personen wurden verletzt. Die Staats- und Regierungschefs sollten sich aber trotzdem auf einen turbulenten Aufenthalt vorbereiten.

## Fallende Ziegel, knickende Bäume

Die Region der Abruzzen ist nach wie vor eins der am stärksten durch Erdbeben gefährdeten Gebiete Italiens. „Die Wahrscheinlichkeit für Nachbeben ist gegeben, diese werden allerdings deutlich kleiner ausfallen als bei der Katastrophe im April“, so Prof. Dr. Jochen Zschau vom Deutschen Geoforschungszentrum in Potsdam, „Die Beben werden aller Wahrscheinlichkeit nach eine Magnitude von 5,3 nicht überschreiten. Bei dieser Stärke fallen Ziegel von den Dächern und Bäume können umknicken.“

Heißt das, Frau Merkel könnte ein Ziegel auf den Kopf fallen oder der sowieso vom Pech verfolgte Mr. Brown aus Großbritannien sollte sich von Bäumen fernhalten? Die Polizeischule gilt als sicher. Bereits das katastrophale Beben im April, das in Mittelitalien

über hundert Todesopfer forderte und Zehntausende zu Obdachlosen machte, überstand das Gebäude beinahe unbeschadet. Sollte es in den drei Tagen ein schwächeres Nachbeben geben, kann also zumindest nichts einstürzen. Die teilnehmenden Staats- und Regierungschefs würden dann allerdings trotzdem kräftig durchgeschüttelt.

## Mit Obama gegen Krise, Klimakollaps und Iran

Aber auch ohne Erdbeben steht den Staatenlenkern kein leichtes Treffen bevor. Die schwer gebeutelte Weltwirtschaft, eventuelle Sanktionen gegen den Iran und der weltweite Klimaschutz werden Themen der dreitägigen Sitzung in den Abruzzen sein. Die Tatsache, dass es der erste Gipfel mit Barack Obama sein wird, dürfte ebenfalls interessant werden. Unter Bush trat Amerika meist als Bremser bei Reformen und Neuerungen auf, Obama will hier einiges verändern.



# Bagdad bloggt mit Galgenhumor

Von Gastautor Thomas Seifert

Iraks „S-Day“ – Souveränitätstag – veranlasst den bekannten Bagdad-Blogger Salam ‚Pax‘ Abdulmunem (Autor des Blogsammlungs-Buchs: „Let’s get bombed – Schöne Grüße aus Bagdad“) zu sarkastischen Statusmeldungen auf seiner „Facebook“-Seite. „Warum nicht Kein-Wasser-Tag? Ich habe den ganzen Tag schon kein Fließwasser.“



Die US-Soldaten sollen möglichst bald ihre sieben Sachen packen. (AP)

**D**och es wird gefeiert in Bagdad – mit Feuerwerk und Militärparade. Die US-Truppen nehmen an Militär-Operationen nur mehr teil, wenn sie von den irakischen Sicherheitskräften angefordert werden. Premierminister Nouri al-Maliki spricht von einem „Sieg“ und vergisst ganz darauf, den bescheidenen Beitrag der Amerikaner zu erwähnen.

Salam Pax feuert an diesem Tag eine ganze Menge von Statusmeldungen ab, er schreibt, er hoffe, die Rede des Premiers dauert nicht allzu lange, dann widmet er sich ganz der am selben Tag stattfindenden Auktion von Öl-Förderblöcken. „Die Auktion ist vielleicht nicht allzu spannend, aber immer noch besser als die Rede des Premiers“, schreibt er. Dann widmet er sich dem wirklich wichtigen Ereignis dieses Tages: „Oh... oh... al sharistani (irakischer Ölminister) sieht nicht sehr glücklich aus... bereut er den Verkauf?“

**„Je weniger wir unsere Macht einsetzen, desto größer wird sie sein.“**

In den US-Basen heißt es, nun werde es eben noch mehr „Fobbits“ geben. Fobbits sind nicht die putzigen, zwerg-

wüchsigen und menschenähnlichen Fabelwesen aus dem Fantasy-Klassiker „Herr der Ringe“ von J.R.R. Tolkien – sondern damit sind die meist grün oder sandfarben getarnten Bewohner einer Forward Operating Base – kurz FOB gemeint. FOB – Fobbits, Soldaten, die in den sicheren Megabasen leben und die den „echten“ Irak, der vor den riesigen Hesco-Sandsäcken und dem Stacheldrahtzaun liegt, kaum jemals sehen. Die 120.000 im Land verbleibenden US-Soldaten sind schon in den vergangenen Monaten aus dem Stadtbild Bagdads verschwunden, all die amerikanischen Humvees, Mrap-Transporter und Bradley-Schützenpanzer werden nur mehr selten durch die irakischen Städte donnern. Ende September 2010 markiert das Ende der Kampfeinsätze von US-Truppen im Irak, bis Ende 2011 sollen alle Kampftruppen abgezogen sein.

US-Präsident Barack Obama ist unter anderem 2008 mit dem Versprechen angetreten, den Krieg zu beenden. Und bei seiner Rede in Kairo am 4. Juni zitierte er den dritten Präsidenten der Vereinigten Staaten, Thomas Jefferson, der sagte: „Ich hoffe, dass unsere Weisheit mit unserer Macht wachsen und uns lehren wird: Je weniger wir unsere Macht einsetzen, desto größer wird sie sein.“ Damit war Obamas fi-

nales Verdikt über das schwere Erbe, das er von George W. Bush übernommen hatte, gesprochen. Und der 44. Präsident der Vereinigten Staaten hat im Auditorium der Kairo University unterstrichen, dass die Kampftruppen bis Juli aus irakischen Städten und alle übrigen Soldaten bis 2012 aus dem Irak abziehen werden: „Wir werden einen sicheren und geeinten Irak als Partner unterstützen und niemals als Schutzmacht.“

## Bisher flopten alle Irak-Kriegsfilme

Die amerikanischen Bürger werden diesen Sommer im Kino an den verdrängten und vergessenen Irak-Krieg erinnert. Bei Popcorn und Cola bekommt man in „The Hurt Locker“ (wieder einmal ein dummer deutscher Titel: „Tödliches Kommando“, Filmstart in Deutschland am 13.8.2009) Männer gezeigt, die zu sehr damit beschäftigt sind zu überleben, als dass sie sich den größeren Fragen widmen könnten: „Was machen wir hier im Irak? Worin liegt der Sinn unseres Einsatzes?“ Der Film wird von der US-Kritik gefeiert – doch bisher flopten alle Irak-Kriegsfilme an den Kinokassen, weil die US-Bevölkerung diesen Krieg geistig längst ad acta gelegt hat und bloß nicht mehr daran erinnert

werden will. Man darf gespannt sein, ob es diesmal anders sein wird – jetzt, da der Konflikt in Mesopotamien seit dem „Tag der Souveränität“ ganz hochhoffiziell ein rein irakisches Problem ist.

## Über den Gastautor

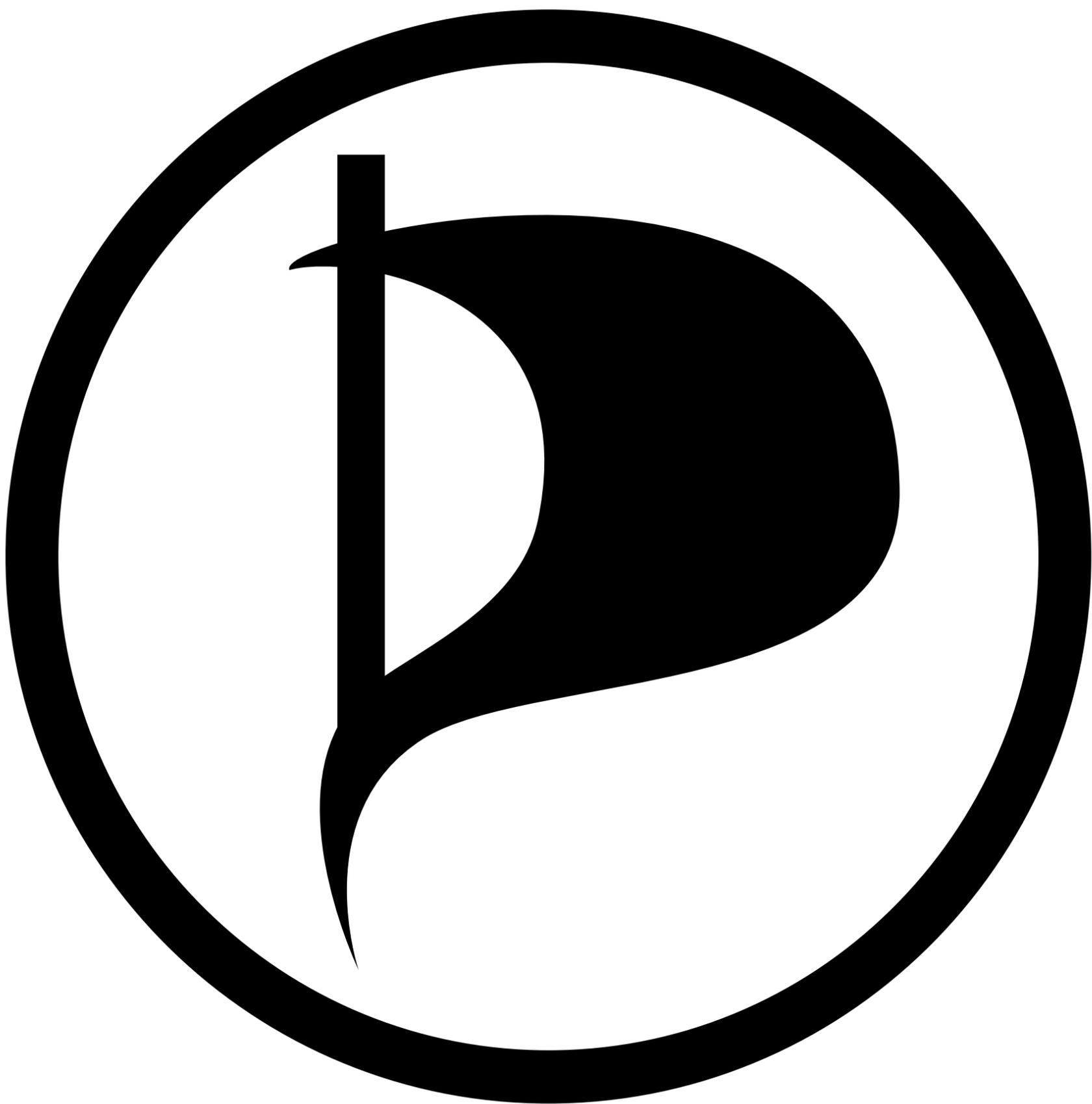
Thomas Seifert hat den Irak erstmals im Jahr 2002 besucht. Er berichtete während der US-Invasion im März/April 2003 aus Bagdad und hat das Land regelmäßig bereist. Der Irak-Krieg hat ihn dazu motiviert, gemeinsam mit seinem Co-Autor Klaus Werner das „Schwarzbuch Öl“ zu verfassen. Seine bislang letzte Irak-Reportagereise (2008) hat er in einem Videoblog festgehalten ([www.diepresse.com/5jahredanach](http://www.diepresse.com/5jahredanach)).



# Schwedens Piraten auf direktem Kurs zur Macht

Von Jan.Walenda@qube-online.de

Der Begriff Pirat ist längst nicht mehr nur mit dem romantischen Bild eines bärbeißigen, filzbärtigen Haudegens verbunden, der sich mit einer Mannschaft aus Vogelfreien durch die sieben Weltmeere plündert. Die modernen Piraten schippern in kleinen Privatarmeen vor der Küste Somalias, erpressen Reedereien mit gekaperten Öltankern, deren Besatzungen währenddessen sogar mit Catering versorgt werden. Im digitalen Zeitalter kann das Wort Pirat aber sogar als Synonym für basisdemokratische Bestrebungen gesehen werden. So geschehen 2006 mit der Gründung der schwedischen Piratenpartei.



Mehr als die Fahne im politischen Wind? Das Logo der Piratenpartei. (Piratpartiet)

Die in ihrem Ursprungsland als „Piratpartiet“ bekannte Partei ist aus einer Protestbewegung von Internetusern entstanden, die in erster Linie das Urheberrecht radikal reformieren wollen. Sie stellen sich gegen die Unterhaltungsindustrie und wollen die illegale Variante des Filesharing – also den unbezahlten Austausch urheberrechtlich geschützter Musik, Software und Filmdateien – für den privaten Gebrauch legalisieren. Mit so genannten Kulturflattates wollen sie Pauschalabgabeneinführen, bei denen der Nutzer Urheberrechtsvergütungen pauschal mit der Gebühr für den Internetzugang begleicht. Außerdem sind die Netzaktivisten gegen eine staatliche Überwachung von Telefon- und Internetanschlüssen sowie Email-Adressen.

Ihre schwedische Wählerschaft unterstützt sie dabei: Nach einem spektakulären Ergebnis von 7,1 Prozent bei den letzten Europawahlen entsendete die Piratpartiet mit Christian Engström einen stimmberechtigten Vertreter ins Europaparlament. Im Hinblick auf die Wahlen zum schwedischen Reichstag 2010 ist Jan Lindgren, Wahlkampfmanager und Leiter des Stockholmer Distrikts der Piraten, guter Dinge: „The way the established politicians are behaving I'd say we have a very good

chance of getting in and changing something.“ In aktuellen Umfragen liegt die Piratpartiet bei 3,9 Prozent, vier Prozent würden bei den Wahlen im nächsten Jahr zum Einzug in den Reichstag ausreichen.

## Ihre Mannschaft ist jung

Doch wie kann eine Partei, die sich wirtschaftlichen Grundsätzen entgegengesetzt, so erfolgreich sein? In Skandinavien liegt der Anteil der Internetnutzer allgemein bei über 70 Prozent – die Schweden sind schon seit dem Anfang der neunziger Jahre Vorreiter in Sachen World Wide Web. Bei solch hoher Netzaffinität finden einschlägige Themen, wie der Prozess um die schwedische Filesharing-Plattform The Pirate Bay, viel Beachtung in den Medien. Pirate Bay Betreiber hatten eine Link-Plattform zum Tausch urheberrechtlich geschützter Dateien bereitgestellt, selbst jedoch keine Dateien angeboten.

Die Begründer des Datenaustauschportals wurden im April diesen Jahres zu je einem Jahr Haft und insgesamt rund 2,75 Millionen Euro Schadenersatz verurteilt. „The evidence in the Pirate Bay trial wasn't enough. The people thought that they were going to be freed, instead they were found guilty

and got a very harsh penalty. That's what tipped the balance for a lot of people“, weiß der 29-jährige Elektrotechnikstudent Lindgren. Bereits eine Woche nach dem Urteil wuchs die Mitgliederzahl der Piratpartiet von 14.000 auf über 45.000. Die Netzfriibeuter sind dadurch zur drittgrößten Partei Schwedens avanciert, bei männlichen Wählern im Alter von 18 bis 30 Jahren stehen sie in Umfragen sogar auf Platz Eins.

## Ihr Kurs ist noch zu straff

Schwedens politisches System ist eine parlamentarische Monarchie mit König Karl XVI. Gustav als repräsentativem Staatsoberhaupt. Als Regierungschef fungiert ein vom Reichstag gewählter Ministerpräsident. Seit 2006 hat John Fredrik Reinfeldt von der liberal-konservativen, gemäßigten Sammlungspartei (Moderata samlingspartiet) dieses Amt inne. Er ist damit Vorsitzender der „Allianz für Schweden“, einer Koalition aus seiner Partei, der Zentrumspartei (Centerpartiet), den Christdemokraten (Kristdemokraterna) und der Volkspartei (Folkpartiet liberalerna). Die großen Parteien haben die Piraten zunächst ernst genommen. Das hat sich seit der Europawahl geändert. „The Green Party and the Left party have

copied our views on filesharing and integrity. Now everybody is talking about it, but they are not actually doing anything“, wirft Lindgren ihnen vor.

## Deutsche Piraten heuern an

Jan Treibel, Politikwissenschaftler der Universität Duisburg-Essen, sieht die Friibeuter umgekehrt als eine klassische Ein-Themen-Partei. „Um sich im Parteiensystem zu etablieren, reicht eine politische Botschaft allein nicht aus. Ähnlich ging es den Grünen Ende der 1970er Jahre in Deutschland. Erst als sie auch Positionen zu anderen Politikfeldern formuliert hatten, gelang ihnen dauerhaft der Sprung in die Parlamente“, vergleicht Treibel. Der deutsche Ableger der Piratenpartei erzielte mit 0,9 Prozent Stimmen ein nicht ganz so zufriedenes Ergebnis bei den Europawahlen.

Trotzdem schießen neue Landesverbände in Deutschland wie Pilze aus dem Boden, eine Unterschriftensammlung soll die Zulassung zur Bundestagswahl sichern. Der Politikwissenschaftler sieht den Erfolg der Schweden auch als Wind in den Segeln der deutschen Piraten: „Die Aufmerksamkeit der Medien ist ihnen nun gewiss. Wenn sie sich jetzt in ak-

tuelle Debatten wie die der staatlichen Zensur von kinderpornografischen Internetseiten einmischen, können sie weiter von sich reden machen.“ Derzeit sind die deutschen Piraten aber vor allem durch den Beitritt des Abgeordneten Jörg Tauss und den dadurch gewonnenen Sitz im Bundestag im Gespräch. Gegen den ehemaligen medienpolitischen Sprecher der SPD wird allerdings wegen des Besitzes

von kinderpornografischem Material ermittelt.

### „Tauss ist unglaublich“

In Treibels Augen haben sich die Piraten mit Tauss den falschen Mann ins Boot geholt: „Ob die Anschuldigungen gegen ihn nun berechtigt sind oder nicht – seine Glaubwürdigkeit ist zerstört. Außerdem ist der Beitritt eines

prominenten Politikers zu einer jungen Partei generell mit sehr hohen Risiken für beide Seiten verbunden.“ Die Vergangenheit habe gezeigt, dass etablierte Politiker sich oft nicht stark genug mit den Ansichten einer jungen Partei identifizieren. Ob die deutsche Piratenpartei vom Erfolg der großen Schwester profitieren kann bleibt also abzuwarten. Die Schweden hatten und haben eindeutig die besseren

Angriffspunkte für ihre Programme. Eine Sperrliste kinderpornografischer Internetseiten ist dort beispielsweise schon seit vier Jahren aktiv – mit mäßigem Erfolg, wie hochrangige Polizeiermittler zugeben müssen. Auf Dauer muss die Piratpartei ihr Wahlprogramm aber noch deutlich umfangreicher gestalten.

# Demosqube

## Eintagsfliege oder Trendwende: Wird sich der schwedische Piraten-Erfolg in Deutschland wiederholen?

Ja: 40%

Nein: 60%

### Katzenpfote:

Piratenpartei ich bin dabei. Dank Schäuble und Ursula. Ich will es nicht so weit kommen lassen das jeder mit dem Grundgesetz spielen kann, wie er/sie es für richtig hält.

Ich möchte keine Amerikanischen Verhältnisse in diesem Land haben.

### Macthepirat:

In einigen Punkten ist das Programm der Piraten sicherlich überarbeitungsbedürftig, aber der Grundansatz stimmt.

Wer das „Netz“ und seinen Gebrauch einschränkt bzw. zensiert oder die einzelnen User registriert, der schränkt die Versammlungsfreiheit ein.

Das wäre so als würde der Verfassungsschutz bei einer Kundgebung einer großen Volkspartei, die nicht verfassungsfeindlich ist, die Personaldaten der Teilnehmer aufnehmen um sie später evtl. zu verwenden.

Mit der Einschränkung des Urheberrechtes, der Aufhebung des Copyrights (insbesondere für Bücher) und anderer Dinge kann ich nicht konform sein. Jedoch halte ich es für falsch Gamer pauschal zu kriminalisieren oder bestimmte Spiele die keinen rassistischen Hintergrund haben zu verbieten. Deutschland braucht diese Partei. Hoffen wir, dass der schwedische Erfolg sich auch auf Deutschland hinüber schwappt.

### Brumbär:

Neue Ausgabe von „Dresdner Zahlen aktuell“ erschienen:

Die Kommunale Statistikstelle hat die Europawahl 2009 analysiert und ist zu folgenden Ergebnissen gekommen: Bei der Wahlbeteiligung zeigt sich eine deutliche Altersabhängigkeit. Während die 25- bis 29-Jährigen nur zu 43 Prozent zur Wahl gingen, waren es bei den 60- bis 69-Jährigen fast 60 Prozent. Die 18- bis 24-jährigen Männer wählten zu fast zehn Prozent die Piratenpartei. Das ist doch schon ein echter Erfolg der mit Schweden zu vergleichen ist!

### Chilliii:

Mal ehrlich, dass die PP die 5% knackt, erscheint doch eher unrealistisch, aber etwas hat die Truppe bisher schon bewirkt, nämlich a) eine Wahlalternative anzubieten für alle die den Schäuble-Leyen-Wiefelsfurz-Scheiss nicht mehr mitmachen wollen, und b) die etablierten gegen's Schienbein zu treten, aufgrund ihrer bloßen Existenz. Es braucht keine 5% um ein paar Leuten in CSDUSPD zu verdeutlichen: Man kann eben NICHT alles machen und keinen interessiert es, sondern alles hat entsprechende Konsequenzen. Und jedes neue Sicherheitsgesetz wird automatisch zur Steilvorlage für die - jetzt wieder vorhandene - Konkurrenz.

Ehrlich gesagt will ich die PP noch eine ganze Weile nicht im BT sehen, als Opposition sind die nämlich viel effektiver bisher. Wenn diese Oppositionsarbeit so erfolgreich weitergeht, dann werden die Piraten bald ähnliche Erfolge wie in Schweden feiern.

### aprilscherz:

Es wird kein neuer Arbeitsplatz geschaffen,

Es wird nicht die Staatsverschuldung abgebaut,

Es wird nicht mehr in Schule und Bildung gesteckt,

Es wird nicht mehr für Kinder und Familien getan,

Es wird nicht die Arbeitslosigkeit abbauen,

Es wird nicht die sozial Schere beenden,

wenn das einzige Programm Legalisierung von Raubkopien und Null Kontrolle und Regeln für das Internet. Denn das Programm dieser Partei besteht nur aus diesen beiden Punkten.

### RHR:

ein Stück trocken Brot hat mehr politische Kompetenz als dieser Verein.

GMan muss den Piraten zu gute halten, dass sie selbst einräumen, keine Ahnung zu haben. Ich zitiere, mal aus ihrer Homepage: „Die Piratenpartei hat derzeit zu vielen Themengebieten noch keine Position. Dafür gibt es mehrere Gründe: Wir möchten politisch nur vertreten, wovon wir auch etwas verstehen und keine Kompetenzen vorgeben, die wir noch nicht besitzen. Wir sind eine junge Partei und diskutieren und erarbeiten permanent neue Themenfelder. Politisch werden wir uns aber erst dann für diese einsetzen, wenn wir uns wirklich sicher sind, die richtige Position gefunden zu haben und diese auch verteidigen zu können.“ Das ist ehrlich, aber es disqualifiziert die Piraten auch als Partei. Sie sind eine Interessengemeinschaft mit einem eng eingegrenzten Themenfeld. Sie zu wählen heißt letztlich aber auch, die Katze im Sack zu kaufen. Dafür finde ich sind Wahlen eine zu ernste Sache....

### Gerd1963:

Wie eine Einthemen-Partei in Deutschland aufsteigen kann haben wir sicherlich bei den Grünen erlebt. Man beachte aber, dass dieser Prozess viele Jahre gedauert und bei den Grünen einen erheblichen Entwicklungsprozess erfordert hat. Dies bei den Piraten nach so kurzer Zeit schon zu erwarten ist absolut falsch. Noch dazu fehlt uns in Deutschland die breite öffentliche Debatte um das Thema Urheberrecht. Wie alt ist denn der Durchschnittswähler? Sicherlich deutlich älter als die Zielgruppe der Piraten. Noch dazu sind Urteile wie im Piratebay-Fall bei uns nicht so hoch gekocht wie in Schweden. Ich denke nicht, dass die Piraten in Deutschland eine große Rolle spielen werden.

### Miki:

Der Slogan der Piratenpartei erinnert an einen CDU Opa und nicht einen Pirat Zitat:

„ein transparentes Verwaltungswesen, sowie Einfluss auf die Gestaltung und Finanzierung von Bildungsangeboten“

Hallo? Lese ich hier ein CDU Wahlprogramm? Mit solchen langweiligen, nichtssagenden Sprüchen reist man doch keinen von Sofa.

Die Piratenpartei kann leider nicht das Potenzial ausschöpfen das vorhanden ist, das Datenschutzproblem interessiert viel zu wenig Menschen, die tagsüber ganz andere, existentielle Probleme haben und

Datenschutz ist für sie eine Petitesse.

# 3

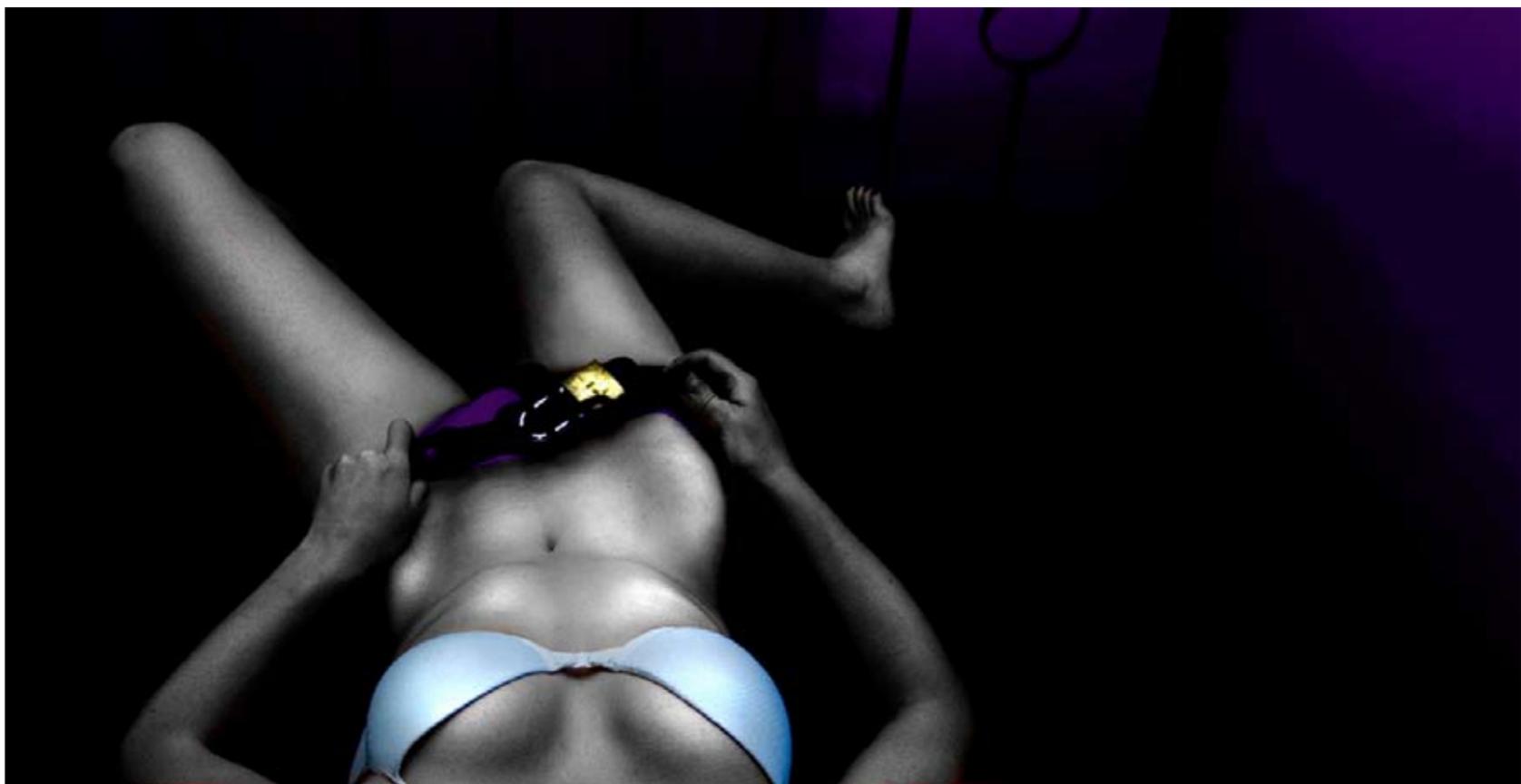
Prüderie | Promibashing | Quatsch | Schwerhörigkeit



## Zum Vögeln zu fertig

Von Eva.Heidenfelder@qube-online.de

Oversexed but underfucked: Deutschland treibt es nicht mehr allzu bunt. Und wenn, dann nur noch im Fernsehen und im Netz. Sind die Deutschen plötzlich prüde? Oder steckt etwas ganz anderes dahinter?



Die Deutschen haben keine Lust mehr auf Sex, sagt der Psychologe Dr. Kaiser. (S. Murphy)

**E**in Stöhnen geht durchs Land. In einem nationalen Geschlechtsakt wälzen sich paarungsreife Bundesbürger jeder Couleur durch Betten, Büros, Bars und Bordells. Der deutsche Porno hat immer mehrere Akte und jeder Höhepunkt beschert den Darstellern multiple Orgasmen.

Intellektuelle Saubermänner schwingen in der schlafzimmereigenen Folterkammer die Peitsche, ostdeutsche Hausfrauen frönen im Latex-Tanga samt bierbäuchigem Gatten der voyeuristischen Lust im Swingerclub und 13-jährige Mädchen glauben, es sei normal, ihre Unschuld in einem fröhlichen Gangbang an die Fußballmannschaft ihres Ortsvereins zu verlieren. Wer es in der Missionarsstellung im Ehebett treibt, ist verklemmt.

### Wie Seifenblasen zerpoppt

Das Land hat sich endgültig von der verlogenen Prüderie der Fünfziger über die sexuelle Revolution der Achtundsechziger und die Emanzipation der Frau in den Siebzigern zum Höhepunkt der sexuellen Befreiung

hochgeschlafen, sämtliche Tabus sind gebrochen und alle Hemmungen wie Seifenblasen zerpoppt.

Jeder schläft wann, wie und mit wem er will – und hat dabei schon lange die privaten Sphären verlassen. Wer ausnahmsweise selbst keinen Sex hat, kann andere schon zur Primetime auf sämtlichen TV-Kanälen dabei beobachten. Egal ob verklärtes Gefummel in einer der weichgespülten Vorabendserien oder ein realer Akt aus dem Big Brother-Haus: Der Deutsche sieht Sex, ob er will oder nicht.

### Coitus germanicus simplex

Doch langsam scheint sich die Nation an der eigenen Sexualität überfressen zu haben. Die Deutschen gelten plötzlich als „oversexed, but underfucked“, wahrlich unerotische Phantasien wie die von der „neuen Prüderie“ geistern sowohl durch die Journaille, als auch durch intellektuelle Gesprächsrunden im Fernsehen. Nicht umsonst beschreibt der Sexualforscher Volkmars Sigusch in seiner „Geschichte der Sexualwissenschaft“ aus dem Jahr

2008 etwas boshaft den Blümchensex als „Coitus germanicus simplex“ - die Deutschen scheinen wieder zu Sittenwächtern im eigenen Schlafzimmer zu werden.

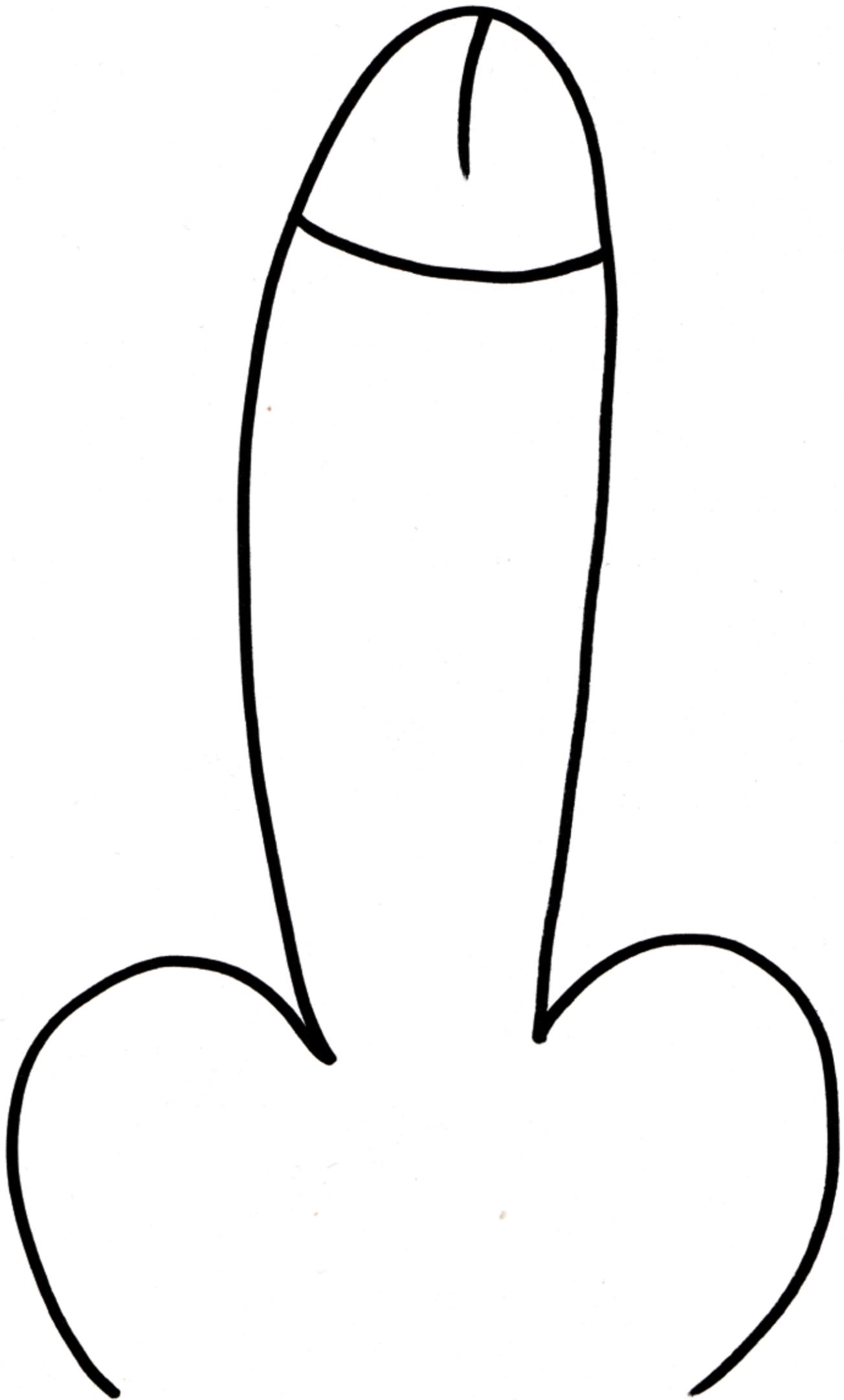
„Die Deutschen sind nicht prüde – nur lustlos“, widerspricht Prof. Dr. Peter Kaiser. Er ist Psychologie-Dozent an der Hochschule Vechta und kann aus 35 Jahren Berufserfahrung als Sexual- und Paartherapeut schöpfen. „Bis Anfang der Neunziger kamen Frauen in die Sexualtherapie, weil sie keine Orgasmen bekamen, Männer, weil sie einen zu frühen Samenerguss hatten. Heute kommen sie, weil sie keine Lust mehr auf Sex haben.“

### Oligopol auf kleine Schweinereien

Keine Lust auf Sex – wie konnte das denn passieren? „Der Leistungsdruck in der Gesellschaft wird immer größer. Erhöhter Stress im Alltag löst sexuelle Lustlosigkeit aus“, sagt Kaiser. Doch kann es wirklich sein, dass das gefährliche Burn-out-Syndrom über die Büros der Deutschen nun auch

deren Schlafzimmer erreicht hat? Schließlich gilt Sex als die schönste Nebensache der Welt und wird gerade von Männern gerne als Entspannungs- und Einschlafhilfe propagiert. „Das Zeitdepot schrumpft bei allen zusammen. Zeit und Muße sind jedoch die Grundvoraussetzung für Sex und Erotik“, entgegnet Kaiser.

Wenn die Deutschen also keine Lust mehr auf die Paarung haben, warum werden sie dann 24 Stunden am Tag auf sämtlichen medialen Kanälen damit belästigt? „Die Medien bilden eine Traumwelt dessen ab, was sich die Menschen wirklich wünschen.“ Wenn sie selbst im Bett seltener die Hüften schwingen, heißt das nicht, dass Sex in ihrem Leben keine Rolle mehr spielt – im Gegenteil: „Früher galt das Bordell als sexuelle Institution für nicht legitimierte Erotik“, erinnert sich Kaiser. Heute haben Internet, Pornoindustrie und Fernsehen das Oligopol auf kleine Schweinereien. Was die Nation im Rotlichtmilieu allerdings noch sehr naturgetreu betrieb, leben sie in ihrer medialen Phantasiewelt nur noch theoretisch aus. Das findet Kaiser mehr



„Penisse ins Heft seines Banknachbarn malen ist pure Lustigkeit“ – diese StudiVZ-Gruppe hat über 16.000 Mitglieder. Ob die alle noch regelmäßig vögeln mögen? (Illustration: N. Bodenbach)

als schade: „Die Medien verhindern eine erotische Kultur. Denn sie propagieren nur den Vollzug, aber nicht die zwischenmenschliche Annäherung. Dabei ist gerade das doch das Prickelnde.“

### Die Latte liegt hoch

Das erhöht gleichzeitig auch den Leistungsdruck auf die paarungsbereiten Konsumenten der Sexindustrie. Denn in Wahrheit ist die Nation noch lange nicht derart enthemmt, wie es die Medien propagieren. „Es ist ein Mythos, dass die Gesellschaft keine sexuellen Tabus mehr kennt“, ist sich Kaiser sicher. Die sexuelle Revolution scheint zwar in den Köpfen der Menschen angekommen zu sein – nicht jedoch in ihren Herzen und Unterhöschen: „Die emotionale Entwicklung des Menschen hinkt seiner intellektuellen hinterher“, erklärt Kaiser. Das legt die Latte ziemlich hoch. Denn was der Deutsche in seinem Kopfkino anknipst, traut er sich noch lange nicht, wenn er einem Partner aus Fleisch und Blut gegenübersteht. „Die revolutionären Sexpraktiken der Siebziger und Achtziger wurden unter Drogen praktiziert, da nur so die natürlichen Hemmschwellen des Menschen derart rasch überwunden werden konnten“,

erinnert sich Kaiser.

Wer hätte es gedacht: Auch die Emanzipation trägt zur fehlenden Kopulation der Nation bei. Denn Alice Schwarzer und Co. haben sich und ihren Geschlechtsgenossinnen den Sex eher madig gemacht, als den Spaß daran zu befreien: „Männer wurden als Perverse gezeißelt, die Frauen nur als Lustobjekt betrachten, und Pornografie mit Gewalt und Unterdrückung der Frau gleichgesetzt, anstatt sie als erotische Stimulans zu betrachten“, kritisiert Kaiser. „Dabei ist es ein gängiges feministisches Klischee, dass eine emanzipierte Frau auch ihre sexuelle Erlebnisfähigkeit ausgebildet hat“. Stattdessen sind die deutschen Damen selten in der Lage, offen über die eigene Lust zu sprechen oder deren Befriedigung gar einzufordern. Einen Hoffnungsschimmer gibt es allerdings noch – die Emanzipation scheint nicht bei allen Frauen für Verklemmung zu sorgen. Denn die Hälfte des deutschen Pornokonsums verbuchen mittlerweile die angeblichen Lustobjekte der Herren auf ihrem Erotikkonto.

### Keiner swingt gerne

Kann es aber wirklich sein, dass eine medienaffine Gesellschaft im Fernse-

hen begehrt, wovor sie sich im wahren Leben scheinbar ekelt? „Wenn etwas zur Leistungsnorm erklärt wird, reagiert der Mensch mit Verdruss und Angst – und macht es automatisch schlecht.“ Was der Deutsche also in den Medien sieht, muss er nicht zwingend ablehnen. Das heißt aber nicht, dass er die Turnübungen auf der eigenen Matratze sofort nachmachen möchte – und wenn doch, gibt er es nicht zu.

„Fragen Sie mal in einer geselligen Runde, ob jemand mal gerne in den Swingerclub gehen würde“, rät Kaiser zu einem kleinen gesellschaftlichen Experiment. „Da antwortet keiner.“ Hoppla, ist Gruppensex nicht schon längst salonfähig? Eigentlich nicht: „80 Prozent der Deutschen wünschen sich eine feste Beziehung mit einem Partner, mit dem sie eine Familie gründen“, weiß Kaiser.

### Wann platzt der Knoten?

Doch versteckt sich nicht gerade in monogamen Beziehungen ungeahnter sexueller Freiraum? Haben Menschen nicht gerade zu einem festen Partner ein solch tiefes Vertrauen, dass es im Bett richtig rund gehen könnte? „Die Angst vom Partner abgelehnt zu wer-

den ist in Beziehungen sehr groß, da der Mensch sich immer sehr von seinem Partner abhängig macht“, sagt Kaiser. „Außerdem gilt Sex in Beziehungen eher als Ausdruck der Liebe, weniger als Ausdruck erotischer Phantasien.“

Wann aber wird Deutschland den gordischen Lust-Knoten endlich platzen lassen? „Es kann Jahre, wenn nicht Jahrzehnte dauern, bis die sexuelle Revolution auch im sexuellen Verhalten der Menschen angekommen ist“, sagt Kaiser. Bis dahin gilt: Gehet endlich hin und paaret euch – und nicht nur im Kopfkino.

*Wirklich prüde, oder einfach nur faul? Wie beurteilst du die Matratzenakrobatik in deutschen Betten? Diskutiere auf [qube-online.de](http://qube-online.de)!*



# Von jagenden Blondinen und ihrer Beute

Von Jenny.Sterzing@qube-online.de

Kaum hat der Sommer begonnen, präsentieren die Promis, was sich bei der Balz im Frühjahr so ergeben hat. Dabei wird klar: die Blondinen haben sich beim Bäumchen-Wechsel-Dich der Reichen und Schönen richtig ins Zeug gelegt.



Bei dieser Paarung wird der Jäger zum Gejagten. (AP)

**E**inst mauserte sich Verena Kerth vom Theken- zum Kahn'schen Luder. Doch das Sommernachtsmärchen hat sich seit der Trennung von Titan-Kahn längst ausgeträumt. Um wieder aus der Versenkung aufzuerstehen, angelte sie sich ausgerechnet den Ex von Veronica Ferres. Dabei ist die erfahrene Verena wohl die Letzte, die es nötig hätte, auf einem alten Schiff das Segeln zu lernen, schließlich gehen bei ihr die Skipper ein und aus.

Auch Topmodel-Luder Gina-Lisa Lohfink hat es geschafft - zumindest raus aus dem Pornosumpf. Ob Pleite-Musiker Mark Terenzi sie dauerhaft finan-

ziell aushalten kann ist eher fraglich. Hoffen wir mal, dass die dralle Blondine eine andere Einnahmequelle findet, als ein Comeback in der Horizontalen. Das kann und will keiner mehr sehen.

## Wo „Dauergeil“-Becker das Feld bestellt, wächst kein Gras mehr

Ex-Becker-Verlobte Sandy Meyer-Wölden tröstet sich zurzeit mit Möchtegern-Comedian Olli Pocher und eins muss man den beiden lassen: Ob PR-Gag oder nicht – zumindest ist es medienwirksam. Ob der spätpubertierende Milchbubi die karge Sandy auf

Dauer glücklich machen kann, darf bezweifelt werden. Immerhin hatte vorher Boris „Dauergeil“-Becker das Feld bestellt.

Giulia Siegel bekommt bei all den erfolgreichen Blondinen-Kolleginnen Torschlusspanik. Dass sie sich für nichts zu schade ist, bewies die Skandalnudel zuletzt mit einem traumatisierenden Strip beim Kipp-Roll-Fall-Debakel (ProSieben).

Ab 2. Juli sucht sie nun mit Hilfe ihres neuen Lieblingsprivatsenders einen Kerl, bei dem sie mal wieder die „Hure im Bett“ (wie sie einst der Welt verriet) spielen kann.

Welcher arme Kerl am Ende als Frei-

er erhalten muss, wird sich zeigen. Halten wird das Ergebnis wahrscheinlich genauso wenig, wie bei den liebeshungrigen F-Promi-Kollegen, die bereits einige Male bei ähnlichen Formaten scheiterten.

Einen Schritt weiter ist die männliche Blondine Boris Becker. Nach unzähligen Irrgängen und dem Exkurs zu Sandy, entschied sich Bumm-Bumm-Boris zu guter Letzt dann doch für sein übliches Beuteschema. Ob Lilly ihren sprunghaften Boris nach der Hochzeit wirklich nicht mehr mit Besenammerbekanntschaften teilen muss – wir werden sehen.

## Quatsch

### Brust raus!

„Bara Bröst“ forderten schwedische Aktivistinnen und haben endlich Erfolg damit. Als erste schwedische Stadt erlaubt Malmö jetzt das offenerzige zeigen der „bloßen Brust“ in den örtlichen Schwimmbädern. Vor anderthalb Jahren hatten aufsässige Feministinnen angefangen, auf die Vorschriften zu pfeifen und halbnackt durch die Badeanstalten zu hüpfen. Das Totschlagargument, was letztendlich auch zum Sieg führte: Die Brüste von Frauen sind auch nicht unanständiger als die von Männern. Die Begründung ist aber eigentlich auch egal – auf nach Schweden.

### Sex-Krise!

Die Wirtschaftskrise – sie hält gerne her für alles, ist prinzipiell der Buhmann und hat jetzt auch das horizontale Gewerbe erreicht. Das Geschäft mit der käuflichen Liebe dümpelt im Moment mehr dahin, anstatt ekstatisch zu florieren. In Hamburg gibt es heute nur noch 2400 praktizierende Liebesdienstlerinnen, vor zehn Jahren waren es 4300. Mit teurem Spaß hat der Besuch im Freudenhaus auch nicht mehr viel zu tun: Rumäninnen bieten Discount-Sex bereits ab 30 Euro an. Bei einem solchen Abwärtstrend ist ein Konjunkturpaket natürlich nicht weit: Mit Bordell-Flatrates versuchen Zuhälter und Puffmütter in Hamburg und Berlin, Konjunktur und Kunden wieder zum Höhepunkt zu bringen.

### Betrunken von Beruf!

Die beste Begründung für Trunkenheit am Steuer lieferte ein italienischer Priester. Zwischen Mailand und Turin versuchte er vergeblich, die Polizisten davon zu überzeugen, dass seine Fahne einen guten Grund habe: Er komme von einem Gottesdienst mit Abendmahl und müsse schließlich aus beruflichen Gründen Wein trinken. Die Beamten ließen sich davon allerdings nicht überzeugen und kassierten den Führerschein ein. Der Priester will gegen die Beschlagnahme des Führerscheins klagen. Seiner Meinung nach kommt es wohl weniger auf die Menge des Alkohols an, als auf die Motive!



# Scharfkantige Stille

Von Catharina.Clauss@qube-online.de

Blinden helfen wir über die Straße, Menschen mit Krücken halten wir die Tür auf: Ganz selbstverständlich nimmt unsere Gesellschaft Rücksicht auf Behinderte. Doch ein Handicap sieht man nicht jedem an.



Wenn sich in der Vorlesung der Dozentenvortrag mit Kommilitonengequassel mischt, kann ein Schwerhöriger nur schlecht einzelnen Geräuschen folgen. (C. Schlüter)

Ich kenne zwei Arten der Stille. Wenn ich meine Hörgeräte abnehme, umgibt mich ein imaginärer Wattebausch. Darin hört sich die Stille irgendwie dumpf an, ähnlich wie die Stille, die man unter Wasser antrifft. Wenn ich die Hörgeräte trage und in einem Raum ohne Geräusche bin, empfinde ich die Stille als klar, scharfkantig und irgendwie gespannt.

Egal welche Stille mich umgibt, nur in Lautlosigkeit gehüllt haben Kopf und Körper die Chance, zur Ruhe zu kommen. Ähnlich wie der Sand nach einem Sturm im Aquarium, setzt sich dann mein Alltagsstress, die Welt wird wieder klar, farbenfroh und ansehnlich.

Ich bin 25 Jahre alt, Studentin und Hörgeräte-Trägerin seit meinem sechsten Lebensjahr. Die Diagnose in der Universitätsklinik Mainz lautete: Mittelgradige Schallempfindungsstörung, also Schwerhörigkeit aus ungeklärter Ursache. Seit diesem Zeitpunkt besitze ich einen Schwerbehindertenausweis.

## Hilflos auf den zweiten Blick

Der verstorbene Prof. Dr. Gerhart Lindner von der Humboldt Universität Berlin bemerkte in einer Denkschrift zur Situation Hörgeschädigter einmal, „dass Behinderte es grundsätzlich schwer haben in unserer streng leistungsorientierten Gesellschaft.“ Jeder würde dem Rollstuhlfahrer zugestehen, dass er für Behördengänge mehr Zeit braucht, als ein Mensch ohne Behinderung, denn sein Handicap ist sichtbar. Die Behinderung von Hörgeschädigten jedoch ist nicht sichtbar, aber dennoch vorhanden.

Für mich selbst war meine Schwerhörigkeit nie ein großes Thema. Meine Sprache hat sich glücklicherweise normal entwickelt, was bei vielen Schwerhörigen nicht der Fall ist. Meine Ausbildung verlief normal. Weder in der Grundschule, noch später im Gymnasium brauchte ich technische Hilfsmittel im Unterricht, abgesehen von meinen Hörgeräten. Worauf ich allerdings nie verzichten konnte, war die Hilfe meiner Mitschüler.

Da ich nicht permanent dazwischen fragen möchte, um den Fluss des Unterrichts nicht zu stören, bin ich oft auf hilfsbereite Sitznachbarn angewiesen, die mir Zusammenhänge zuflüstern und Schlüsselwörter wiederholen, die ich nicht verstanden hatte. Visuelle Hilfsmittel wie Powerpoint-Folien und vor allem der Blickkontakt zum Sprechenden erleichtern mir noch heute jegliche Kommunikation.

Dr. Roland Zeh, Chefarzt der Abteilung für Hörgeschädigte und Tinnitus-Betroffene an der Kaiserbergklinik in Bad Nauheim und selbst seit seinem siebten Lebensjahr fast völlig taub, beschreibt den allgemeinen „Hörstress“ von hörgeschädigten Studenten sehr treffend.

Die erste Herausforderung für Schwerhörige sei, dass Gesprochene erst einmal akustisch zu verstehen. Insbesondere bei größerer Entfernung zum Sprechenden oder schwierigen Bedingungen wie hallenden Räumen oder lauten Umgebungsgeräuschen erfordert dies schon eine Menge Konzentration.

## Hören wird zum Leistungssport

Zusätzlich stoßen Schwerhörige noch auf „akustische Lücken“ und müssen daraufhin kombinieren oder interpretieren, um Inhalte richtig zu verstehen. Wenn ein Hörgeschädigter zum Beispiel Satzanfang und -ende akustisch versteht, ergänzt er die Satzmitte für sich. Dabei liegen sie oft richtig, sodass bei Hörenden der falsche Eindruck entstehen kann, dass der Schwerhörige eigentlich doch sehr gut höre. Manchmal passieren dabei aber auch peinliche oder lustige Missgeschicke. Bei jeder Form des Zuhörens müssen Schwerhörige sich also viel stärker konzentrieren, um Sprache sowohl akustisch, als auch inhaltlich zu verstehen.

Erst während des Studiums bekam ich meine Behinderung tatsächlich zu spüren. Kleine und große Störfaktoren wie ständiges Klicken mit Kugelschreibern, schwatzende Tischnachbarn, surrende Beamer, rasenmä-

hende Hausmeister, leise sprechende Kommilitonen, zu dunkle Räume oder herumlaufende Dozenten während eines Vortrages machen jede Vorlesung für mich zum Hochleistungssport. Nach langen und anstrengenden Vorlesungsblöcken bleibt keine Energie für einen Plausch im Bus nach Hause übrig.

Dr. Roland Zeh bestätigt meine Erfahrungen: „Permanenter Hörstress führt zu einer vorzeitigen Erschöpfung und kann sogar zu einem Verlust der Entspannungsfähigkeit führen. Dies bedeutet, dass Schwerhörige sich auch in der Freizeit schwer entspannen.“

## Neue Geräuschwelten

Manchmal mache ich mir den Spaß und verpasse meinen Freunden eines meiner Hörgeräte. Ich bin jedes Mal entzückt von ihren Reaktionen, wenn sie die Welt auf einmal aus meiner akustischen Perspektive wahrnehmen. Am meisten erstaunt sie, dass auf einmal Geräusche hörbar werden, die sie vorher gar nicht wahrgenommen haben. Denn anders als das menschliche Ohr, kann ein Hörgerät Entfernung und Priorität nicht richtig einschätzen und verstärkt alle Geräusche, vom Sprechenden bis zum Vogelgesang oder dem Geschwätz aus der hintersten Ecke. Jedes Hörgerät hat zudem seine eigene akustische Klangwelt.

Menschen mit unscheinbaren Behinderungen, also Menschen die schlecht hören, nicht riechen können oder in ihrer Bewegungsfähigkeit eingeschränkt sind, leben offensichtlich den Alltag eines gesunden Menschen. Ich zumindest teile nicht jedem sofort mit, dass ich schwerhörig bin, sondern nur wenn ich merke, dass sonst eine Situation gehörig schief gehen könnte. Dies ist der Fall, wenn mein Französischlehrer das Wort „noir“ (schwarz) zum vierten Mal in aller Deutlichkeit wiederholt und ich zum fünften Mal das Wort „voir“ (sehen) verstehe.

## Einfach normal sein

Erstaunlich dabei ist, dass unscheinbar Behinderte oft die gleichen An-

forderungen an sich selbst stellen, wie an gesunde Menschen. Damit setzen sie sich selbst stark unter Druck. Einschränkungen anzunehmen, weil man sich selbst nur auf den zweiten Blick benachteiligt fühlt, ist nicht einfach. Man möchte sich doch gerne noch nach der Vorlesung mit den Freunden im Biergarten treffen, ins Kino gehen, in der Regelstudienzeit studieren, sich von einem Wecker wecken lassen, ein Handy benutzen ohne das Hörgerät abzulegen, sich unter der Dusche selbst singen hören. So wie die anderen eben, die Normalen.

Doch diesen Normalen fällt es manchmal sogar sehr viel leichter, die Grenzen behinderter Menschen zu akzeptieren, als den Behinderten selbst.

Sie haben auch eine „unscheinbare Behinderung“ und ähnliche oder völlig unterschiedliche Erfahrungen gemacht wie ich? Schreiben Sie mir, wie Sie Ihren Alltag erleben, wann sie an ihre ganz persönlichen Grenzen stoßen und wie fremde auf ihre Behinderung reagieren!



E-Bikes | Speedminton | Olympia-Rechte | U21-Nationalmannschaft



## Stadt-Stromer auf zwei Rädern

Von [Thomas.Grau@qube-online.de](mailto:Thomas.Grau@qube-online.de)

Wo Autohersteller größtenteils noch hinterherhinken, sind die Fabrikanten von Zweirädern schon wesentlich weiter: Sie bieten elektrisch unterstützte Fahrräder an, so genannte Pedelecs und Elektroroller. Qube hat drei dieser Vehikels getestet.



Am Anfang stand eine Idee: Elektroroller – frühe Entwicklungsstufe. (T. Grau)

Los geht's in Stuttgart bei ExtraEnergy. Der gemeinnützige Verein hat sich auf die Fahnen geschrieben, die Verbreitung „muskelerlektrischer Fahrzeuge“ zu fördern. Kostenlose Testfahrten sind ausdrücklich erwünscht.

Aus einem Pool von über 30 Fahrzeugen wählen wir die zwei mit der höchsten Endgeschwindigkeit: Das „Dolphin izip express“ für 3.489 Euro und das „Riese und Müller Delite Hybrid 500 HS“ für 3.999 Euro. „Die elektrische Unterstützung geht bis zu 45 km/h. Deshalb muss das ‚Dolphin‘ ein Nummernschild tragen. Das ‚Riese und Müller‘ läuft offiziell als Leicht-Mofa. Die 500 Watt Leistung entsprechen der von Rennradprofis – für wenige Minuten“, verrät uns Thomas Körner von ExtraEnergy.

### E-Biking bis die Wangen flattert

Schon auf den ersten Metern spüren wir deutlich den regelbaren Schub, hören jedoch nur ein leises Säuseln. Auch bei entspanntem Pedaltritt kommen wir zügig voran. Wir fahren selten unter 25 km/h. Zumindest in der Innenstadt. Nutzen wir die manuell regelbare elektronische Kraftzufuhr und die Gangschaltung, kommen wir mit beiden Modellen auch steilere Stücke rasch hinauf. Ebenfalls mit an Bord sind Federgabeln, Gang-, Geschwindigkeits- und Akku-Anzeige.

Die Lithium-Ionen-Akkus sitzen im Rahmendreieck und stören zu keiner Zeit. Sie sind leichter und leistungsfähiger als herkömmliche Blei-Gel-Akkus. Die Batterie hält 400 bis 600

Ladezyklen oder maximal 60.000 Kilometer. Man lädt sie über gewöhnliche Steckdosen. Nach drei bis vier Stunden am Stromnetz fahren wir bis zu 70 Kilometer weiter. Und das alles zum Preis von weniger als 60 Cent pro 100 Kilometer.

Auf dem „Dolphin izip express“ hänge ich bei jedem Ampelstart meinen Testkameraden Christian auf dem „Riese und Müller“ ab. So sieht es ebenso an allen Anstiegen aus. Dank des tief sitzenden gebogenen Lenkers fahre ich etwas zittriger um die Ecke. Währenddessen hat Christian auf dem „Riese und Müller Delite Hybrid 500 HS“ beim Bremsen klare Vorteile. Er verzögert mit am Vorder- und Hinterrad montierten Scheibenbremsen. Mit dem gedämpften Hinterbau durchfährt er zudem Schlaglöcher weicher. Das „Dolphin izip express“ verfügt

im Vergleich hinten nur über eine gefederte Sattelstütze und unsichere Bremsklötze. Der Nachteil: Beide Geräte bringen ungefähr 30 Kilogramm auf die Waage. Der Transport auf dem Autodach wird so zum unfreiwilligen Gewichtheber-Schaukampf in der Hauseinfahrt. Beim allgemeinen Rangieren und kurzen Anheben stört das Gewicht aber nicht.

### Gehilfe oder Accessoire?

Bei unserer Fahrt durch den Stuttgarter Schlossgarten mit Halt am Hauptbahnhof fallen wir besonders mit dem „Dolphin“ auf. Seine Figur erinnert an Beach Cruiser. Akku und Antrieb sind in leuchtend roten Plastikhüllen verpackt. Der kleinere Akku des Wettbewerbers versteckt sich dagegen in einer grauen Plastikhülle. Dank dieser

und des unauffälligen Antriebs in der Hinterradnabe erkennen die Passanten es nur mit Mühe als Pedelec.

Vor allem ältere Leute interessieren sich für die vereinfachte Fortbewegung. Die Jüngeren sind skeptisch: „Ich fahre generell wenig Fahrrad, darum ist es trotz des Elektromotors für mich keine Alternative. Ich schätze es eher als Hilfe für Rentner ein. Das Design spricht mich auch nicht an“, sagt Studentin Veronika Ziegler (25). Dem Studenten Paul Dangelo (19) sind die Preise zu hoch: „Meine Schmerzgrenze würde bei 400 Euro liegen. Dann aber wäre es für mich eine echte Alternative.“ Gut ausgestattete Pedelecs sind ab 1.000 Euro zu haben.

Auf nach Frankfurt, wo ein 3000 Watt starker Elektroroller darauf wartet, von uns gefahren zu werden. Das Gerät EM2500-LITHIUM von „Innoscooter“ ist ab 3.690 Euro im Fachhandel erhältlich. Der 15 Kilogramm schwere Lithium-Polymer-Akku kann direkt vom Fahrzeug aus oder separat über eine Steckdose geladen werden. „Zwischen vier und fünf Stunden braucht eine Ladung, die für 40 bis 50 Kilometer reicht. Bei Vollladung kann man bis zu 70 Kilometer zurücklegen“, informiert uns Rainer Fröhlich vom Roller-Händler Shokes. Die gedrosselte Höchstgeschwindigkeit liegt bei 45 km/h. Ausreichend ist der Pkw-Führerschein. Jugendliche ab 16 Jahren fahren mit dem Führerschein Klasse M.

Schon beim ersten dezenten Drehen am Gasgriff kommt der Roller schneller vom Fleck als ein Benziner. Die Bedienung fällt nicht schwer: Nach wenigen Metern kommen wir mit Blinker, Hupe und Licht klar. Die Geschwindigkeits- und die Energieanzeige lesen wir auch bei Regen problemlos ab. Der einzige Unterschied zu üblichen Rollern sind die Bremshebel. Betätigen wir sie, ist der Elektroantrieb automatisch unterbrochen. Das spart Energie.

Unsere Route führt aus Frankfurt heraus in Richtung Wiesbaden. An jeder Ampel sind wir die Ersten, die anfahren, unterliegen aber in Sachen Höchstgeschwindigkeit. Eine gute Gelegenheit, um festzustellen, dass die Außenspiegel links und rechts zu klein sind. Die Fahrt scheint wie im Flug zu vergehen, bergab rollen wir mit 65 km/h durch die Botanik. Und das ohne Gas zu geben. Bei dieser Ge-

schwindigkeit flattert der Lenker allerdings ein wenig.

### Ausgebremst

Ein Umleitungsschild bremst unsere Fahrt. Nach knapp 50 Kilometern setzt erstmals der Akku aus. Normalerweise schafft man jetzt noch etwa 15 Kilometer bei gedrosselter Geschwindigkeit. Leider haben wir noch 27 Kilometer vor uns, wegen der Umleitung, die nicht enden will. Tatsächlich, die Batterie erholt sich ein wenig. Derweil flitzen diverse Autokolonnen mit gut 120 km/h an uns vorbei. Das freut uns besonders, als wir an einer steilen Kuppe hängen bleiben. Aber für diese Umleitung kann der „Innoscooter“ nichts. Die letzte Reserve ist aufgebraucht, als wir nach zweieinhalbstündiger Schleichfahrt am Wiesbadener Hauptbahnhof vorbeirollen. Insgesamt schaffen wir rekordverdächtige 87 Kilometer.

Die Rückfahrt gestaltet sich ähnlich aufregend, wieder setzen die Akkus aus. Das haben wir diesmal einer fehlerhaften Alternativroute zu verdanken, welche die Reichweite abermals ausreizt. Auf unbeleuchteten Landstraßen bemerken wir, dass die Frontscheinwerfer eher für den City-Betrieb ausgelegt sind. Sie strahlen weder weit, noch stark genug. Es fällt uns schwer, bei vollem Tempo in der Spur zu bleiben.

Dennoch keine Frage: Der „Innoscooter“ ist grundsätzlich eine positive Erscheinung, die im Fußraum und im Heckkoffer ausreichend Stauraum für einen zweiten Helm hat. Zwischen die Füße passt eine Sporttasche. Man sollte nur genau wissen, welche Strecke man zurücklegen will. Für lange Strecken ist der „Innoscooter“ schlichtweg ungeeignet. Stärker motorisierte Modelle des Herstellers kommen jedoch weiter.

### Besuch von „Tante Paula“

„Maximilian der Zweite“ von der Firma „Tante Paula“ sieht auf den ersten Blick wie ein etwas größerer Tretroller mit Sitz aus und ist per Post gekommen. In weniger als einer halben Stunde haben wir den vormontierten Roller zusammengebaut und alle wichtigen Hinweise gelesen. Angetrieben wird er von einem 1000-Watt-Motor. Der Akku ist bereits geladen. „Tante Paula“ hat sich beim Design Mühe gegeben, den jugendlichen Geschmack

zu treffen. So ist der Rahmen mattschwarz lackiert, die meisten Anbauteile inklusive Fahrradcomputer sind in Karbon-Optik gehalten. Einzelne Elemente, wie die Feder der Hinterradschwinge und die Bremsen, sind grell-orange. Selbst die Bedienungsanleitung, die Akkühülle und die Werkzeugtasche kommen im schwarz-orangen Outfit daher.

Das Fahrzeug selbst wiegt 30 Kilogramm, der Blei-Akku 13 Kilogramm. Treppenstufen werden so zum Hindernis. Nach drei bis vier Stunden hat der Akku in der Regel genug Saft. Wir laden den Strom effizient direkt am Fahrzeug oder mit separatem Akku an einer Steckdose. Nachdem wir auf einer ersten Testfahrt über 12 Kilometer Vollgas auch den letzten Rest der Batterie aufbrauchen, beansprucht diese danach gute fünf Stunden für eine Vollladung. Als wir es mit einer langsamen und vorausschauenden Fahrweise versuchen, endet die Fahrt nach knapp 20 Kilometern. Für Sicherheit sorgen vorne und hinten montierte Scheibenbremsen. Eine Lichtanlage mit Bremslicht, Seitenreflektoren, Klingel und Hupe runden das Paket ab. Den links unter dem Lenker befestigten Rückspiegel können wir kaum einsehen und nutzen ihn daher nicht.

Wie beim „Innoscooter“ dürfen Personen ab 16 Jahren mit einem Moped oder Autoführerschein den Roller auf der Straße fahren. Versicherungskennzeichen und Helm sind aber auch hier Pflicht.

Wie bei dem „Innoscooter“ ist die Beschleunigung überragend. Nach wenigen Sekunden erreichen wir die der Werksangabe entsprechende Höchstgeschwindigkeit von 32 km/h. „Maximilian der Zweite“ reagiert auf unsere Lenkbewegungen und Gewichtsverlagerungen äußerst agil und bleibt dabei immer leicht kontrollierbar. Auch Kopfsteinpflaster und Bahnschienen beeinträchtigen die Testfahrt nicht. Gemessen am „Innoscooter“ und den Pedelecs ist der Einstiegsroller aber verhältnismäßig laut. Zum Säuseln des Motors gesellen sich leichte Reib- und Klappergeräusche. Durch die lange Lenk- und Sitzstange wirken gerade größere Menschen auf dem zierlichen Vehikel etwas deplatziert. Die Lacher eilen uns prompt und schonungslos.

Auf unserer Tour quer durch Darm-

stadt durchfahren wir ohne weiteres Engpässe und müssen dem entgegenkommenden Verkehr nur selten ausweichen. Nach der Anzahl der stauenden Blicke zu urteilen, liegt das Nordlicht eindeutig auf Platz 1. Vor allem Jugendliche drehen sich nach uns um. Als wir bei einem Skatepark rasten, sind wir binnen weniger Minuten umzingelt und werden mit Fragen gelöchert. Alle wollen eine Runde drehen und schwärmen vom Elektro-Antrieb. „Der ist ja wohl voll chic. Und der Elektromotor ist ja der Hammer! Ab in die Halfpipe damit“, ruft uns BMX-Fahrer Jan Bucher zu. Größtes Manko bleibt bei „Maximilian dem Zweiten“ der Preis: 1.795 Euro inklusive Versand soll das gute Stück kosten. Zu viel für den Geldbeutel von Student Bastian Steden: „Das ist echt zu teuer. Bei der geringen Reichweite und Höchstgeschwindigkeit im Leben nicht. Da krieg ich was anderes für das Geld. Aber Spaß macht es schon.“ Die einfacher gestylten Schwestermodelle stehen ab 899 Euro zum Verkauf.

### Urteil

Einen Sieger gibt es bei diesem Test nicht. Alle Zweiräder schlagen den richtigen Weg ein, in Richtung umweltfreundlichen Verkehrs. Sie passen derzeit am besten zu Fahrern, die sich innerhalb der Stadtgrenzen aufhalten. Denn die Akku-Ladezeiten sind lang. Sobald die Anschaffungspreise fallen und die Akkus ausgereift sind, werden uns die Stromer sicher im täglichen Verkehrsbild regelmäßig begegnen. Die Produktdesigner schaffen immer vielfältigere Zweiräder, so dass für jeden Geschmack etwas dabei ist. Schon heute können wir die E-Mobile vollwertig nutzen. Eine Kaufentscheidung sollte sich danach richten, wie schnell, wie weit, wie komfortabel man ans Ziel kommen möchte. Die Pedelecs schaffen dabei den Spagat zwischen Elektro- und Eigenantrieb. Wer sich für eines der Geräte interessiert, sollte jedoch unbedingt selbst eine Testfahrt starten.



„Maximilian der Zweite“ bleibt übrigens die Mitfahrt im Bus versagt: Keine Fahrzeuge mit Kennzeichen! (T. Grau)



„Dolphin Izip Express“ (links) und „Riese und Müller Delite Hybrid 500 HS“: Beide wiegen etwa 30 Kilogramm. (C. Schlüter)



Der „EM2500-LITHIUM“ von Innoscooter kommt mit einer Akkuladung 40 bis 50 Kilometer weit. (T.Grau)



Mit maximal 32 km/h saust unser Autor durch den Park. (M. Abele)



# Trend Sport?

Von Till.Erdenberger@qube-online.de

Die Geburt von Speed Badminton oder kurz – und geschützt – Speedminton lässt sich exakt datieren und lokalisieren. Eine Traumvorstellung aller Sporthistoriker, denn zur Idee gibt es noch einen Gründungsmythos.



Das Speedminton-Prinzip: Bälle hauen von „Insel zu Insel“. (Speedminton.de)

Die Geschichte des Sports gleicht einer Evolution darwinscher Prägung. Sportarten tauchen nicht aus dem Nichts auf, sie entwickeln sich organisch aus schon Vorhandenem weiter, mutieren und bilden Familien. Rückschlagspiele, Ausdauersportarten, Ballspiele. Die populärsten Ballspiele der Erde blicken auf eine Entwicklungsgeschichte von über 1000 Jahren zurück. Wer England für die Wiege des Fußballs hält, vergisst die Chinesen, die schon vor Christus kicken ließen. Sportethnologie ist ein weites Feld und wer sich auf Wurzelsuche macht, muss nicht selten tief graben, um dann doch nur auf eine weitere kulturgeschichtliche Abzweigung zu stoßen. Sport erfindet man nicht, Sport passiert.

Aber es gibt auch Familienmitglieder, die sich dem Evolutionskonzept entziehen. Und nicht passieren, sondern erfunden werden. Analytisch, am Reibrett.

## Federball auf hoher See

Der Seemann und Hobbyfinder Bill Brandes es im Jahr 2001 eines Tages satt, dass seine Federballspiele in den Häfen dieser Welt regelmäßig vom Winde verweht wurden. Ein Ball mit stabilerer Fluglage musste her, das Ganze sollte überhaupt dynamischer und schneller werden.

Heraus kam etwas wie Badminton, nur ohne Netz und mit Squash-Schlägern. Die Medien jubelten und priesen den neuen Sport als Trendprodukt made in Germany (Frankfurter Rundschau). Brandes nannte seinen Rückschlag-Hybriden noch Shuttleball, 2002 gründeten zwei Hobbysportler die Speedminton GmbH („in einem Hinterhof in Kreuzberg“, so die Pressesprecherin), sicherten sich die Rechte am Namen Speedminton und seitdem heißt der Sport so. Buchstabiert: „S-P-E-E-D-M-I-N-T-O-N-®“. Mit großem ® am Schluss.

Wäre man Kulturkritiker, ließe sich am Beispiel Speedminton eine treffliche Medienkritik formulieren. Denn während man das gleichsam beliebte wie als angestaubt besprochene Federballspiel als Volkssport der Lahmen und Ehrgeizfreien begreift, wurde die Speedminton-Sau schon vergangenen Sommer durch alle Medien getrieben.

## Starke Lobbyarbeit

RTL berichtete sogar in seiner Nachrichtensendung, mit ausdrucksstarken Bildern von attraktiven Menschen an attraktiven Schauplätzen. Nimmt man die Medienpräsenz als Indikator, muss man den Vermarktern der Speedminton GmbH hervorragende Arbeit attestieren. Dabei ist es doch so viel anders nicht als das Vorbild.

Der Werbefeldzug hat sich jedenfalls bezahlt gemacht. Nach eigenen - freilich kaum zu verifizierenden - Angaben tummeln sich in diesem Sommer etwa eine Million Freunde des Sports in Parks, modifizierten Tenniscourts und - glaubt man den Pressebildern des Herstellers - auf urbanen Hochhausdächern. 500 Menschen sind unter dem Dach des Deutschen Speed Badminton Verbandes (DSBV) organisiert, doch misste man gesellschaftliche Relevanz in Medienpräsenz, Speedminton wäre eine große Sache.

## Lässt sich denn Sport wirklich erfinden?

Man stelle sich vor, der Fußballweltverband FIFA ließe sich den Namen „Fußball“ markenrechtlich schützen und fungierte fortan in Personalunion auch noch als Hersteller von Toren, Bällen und Schuhen. Selbst im vermarktungswütigen Fußball eine dem Fanvolk nicht zu vermittelnde Vorstellung. Zwar wird in den etablierten Sportarten vom Vereinslogo bis hin zur Fußballweltmeisterschaft alles, was irgendwie nach Label aussieht, geschützt und vermarktet, der Sport selbst gehört aber dem Mann auf der

Straße und nicht dem Verband, pathetisch gesprochen. Speedminton aber gehört der Speedminton GmbH.

Die Berliner Firma ist nicht nur Monopolist was das Material betrifft, sondern stellt auch das Personal des Deutschen Speed Badminton Verbandes und simuliert somit den Anspruch, mehr zu sein als bloßer Vermarkter der Idee Brandes. Die Verzahnung zwischen GmbH und Sportart ist im Speed Badminton so groß wie in keiner anderen Sportart, das Logo des Herstellers prangt auf jeder verfügbaren Internetseite zum Sport, auf den Plakaten von Europa- und Weltmeisterschaften sowieso. Von der Wiese in die Clubs

Der Ansatz ist ein spannender, denn bisher kam niemand auf die Idee, sogenannten Trendsportarten den Anstrich von Dauerhaftigkeit zu verleihen. Und wenn es klappt, einer Marketingidee einen strukturellen Überbau zu verpassen, ist man auf einem guten Weg zum ganz großen Geschäft. Oder zur weltweiten Etablierung des Trendsports made in Kreuzberg.

Auf der Homepage des DSBV werden alle Interessierten eingeladen, bei den Europameisterschaften in Belgrad mitzuspielen, Ranglisten in allen Altersklassen locken die Eitlen und Ehrgeizigen. Es gibt auch eine internationale Turnierserie. Veranstaltet werden die Turniere in der Regel von den örtlichen Vertriebspartnern der Speedminton GmbH oder angeschlossenen Vereinen. Die Idee ist spannend, Vereinsspieler brauchen viel Material, die Ansprache ist leicht. Von der Wiese in die Clubs, das muss das Ziel eines jeden Trendsetzers sein. Warum kam da vorher noch niemand in dieser Ernsthaftigkeit drauf?

## Und das Spiel an sich?

Die drängendste Frage, die sich für den unbedarften Anfänger stellt, ist

die nach der richtigen Dosierung. Ich stehe meinem Partner in knapp 13 Metern Entfernung gegenüber und wir beobachten hilflos, wie in den ersten Minuten des Spiels ein „Speeder“ nach dem anderen im Niemandsland abschmiert. Wie Federball, nur mit Ehrgeiz. Nach der Phase der Schwäche setzt der Trotz ein und ich mache Nahtoderfahrungen, während mir die Spielgeräte in Lichtgeschwindigkeit um die Ohren schießen. Taktisch völlig ungeeignet, aber angetan, einen Abbruchsieg herbei zu führen, mache ich mir das Konzept zu Eigen und fange ebenfalls an zu bolzen.

Es ist tatsächlich wie Badminton ohne Netz und nach einigen weiteren Minuten fängt das Spiel an, Sinn zu machen. Mit einer gekonnten Überkopfkopfbewegung schicke ich den Gegner in die hintere Ecke seines Feldes. Er kommt zu spät, der Speeder plumpst auf die Erde. Punkt für mich. Ich überlege, die Weltmeisterschaft zu spielen. Auf meine erste Badminton-WM müsste ich länger warten. Die Konkurrenz ist einfach stärker. Mit 250.000 Vereinsmitgliedern ist sie 500 Mal so stark wie im Speedminton. Badminton ist einfach kein Trend. Es ist ein Sport.



# Dick Ebersol: Ein Mann kauft sich Olympia

Von Gastautor Jens Weinreich

Denkt man an die großen Macher hinter den Olympischen Spielena-Chefs in den der vergangenen zwei Jahrzehnten, fallen einem Namen wie Jacques Rogge oder Juan Antonio Samaranch ein. Doch es gibt einen weiteren mächtigen Strippenzieher.



Dick Ebersol hat gut lachen: Olympia tanzt zuweilen nach seiner Pfeife. (AP)

**M**anche bezeichnen Dick Ebersol, Sportchef von NBC Universal, als den eigentlichen Boss im Geschäft mit den olympischen Ringen. Ebersol hat seit Seoul '88 die TV-Rechte an allen Spielen für die USA erworben. Wenn ich richtig addiert habe, hat er bislang 6,7 Milliarden Dollar bezahlt, zuzüglich jener 160 Millionen (mindestens), die NBC für 2009-2012 zusätzlich als Partner des IOC-Sponsorenprogramms zahlt. Ich habe Ebersol Ende April in Denver zugehört und beobachtet - und dies notiert:

## The Big Spender

Der Boss trägt Turnschuhe. Als Sebastian Coe den hoch aufgeschossenen Grauschopf im Foyer des Hyatt Regency Hotels erblickt, schnürt er umgehend in dessen Nähe. Der Boss tätschelte Coe, den er um Kopfeslänge überragt, wohlwollend die Schulter. Ein putziges Pärchen geben die beiden ab: Lord Coe, Olympiasieger und Cheforganisator der Sommerspiele 2012 in London, und der Big Spender der olympischen Bewegung, der seit 1993 schon 6,7 Milliarden Dollar in den Zirkus gepumpt hat: Dick Ebersol, 61, Sportchef des TV-Giganten NBC Universal. Tags darauf, als Ebersol auf der Messe Sportaccord ein Interview gibt, erinnert er an sein Treffen mit Lord Coe. Gönnerhaft merkt er an, niemand

müsse fürchten, dass NBC in London den Zeitplan ändere, um nachts um eins die Puppen tanzen zu lassen, damit Olympiafinals zur Primetime an der amerikanischen Ostküste live übertragen werden können. Gespannte Stille im Saal. „Keine Sorge“, schiebt Ebersol nach, „wir werden das niemals tun.“ Er lacht als einziger über diese Bemerkung.

Er versucht sich noch an anderen Witzchen. So sagt er das Beste wäre, Olympia würde immer in Amerika ausgetragen. Dann stimme die Quote, NBC wäre glücklich, auch in Europa und Asien könne man sich damit arrangieren. Wieder lacht er. Und fügt an: „Bitte schreiben Sie, dass ich es witzig gemeint habe. Das ist keiner dieser dubiosen Ebersol-Pläne.“

## Vom Rechercheur zum Regisseur

Wer zahlt, der bestimmt mit über die Regeln. Zumal wenn es sich um einen so unbescheidenen, genialen Vordenker wie Ebersol handelt. Als Rechercheur für den damaligen Olympiasender ABC hat er 1967 angefangen und schnell begriffen, was es für gelungene Olympiaübertragungen braucht. „Kuriiositäten“, ruft er einem Verbandsvertreter zu, der ihn um Tipps für die TV-Darstellung bittet: „Kuriiositäten müssen Sie liefern. Einzigartige Geschichten!“ Er nennt ein Beispiel: Die Michael-Phelps-Saga auf NBC wurde mit einer Homestory über „die Liebesaffäre mit seinem Hund“ eingeleitet.

Ebersol erzählt, wie er IOC-Präsident Jacques Rogge schon im Sommer 2001 bei dessen Antrittsbesuch in den USA erläutert habe, dass man über den Zeitplan der Sommerspiele in Peking nachdenken müsse. „Wir haben erst einige Jahre später wieder darüber geredet.“ Sollte heißen: Rogge hatte begriffen. Die Finals im Schwimmen und Turnen fanden früh am Morgen statt - damit NBC in der Primetime übertragen konnte.

## Neue Quoten-Zugpferde

Amerikanische Stars, die bei den Winterspielen in Vancouver die Hauptrolle übernehmen könnten, die Phelps für NBC in Peking so prächtig spielte, hat Dick Ebersol längst ausgemacht. Etwa den Snowboarder Shaun White - dessen knallroter Schopf begeistert Ebersol besonders: „Das kommt wunderbar im High-Definition-Format!“ Während der Spiele, so geht die Sage, lebte Ebersol siebzehn Tage ununterbrochen in seinem Büro im Fernsehzentrum in Peking, ausgestattet mit 30 Flachbildschirmen, einem Bett und „einem Bad von der Größe eines olympischen Aufwärmbeckens“. Wieder lacht Ebersol sehr auffällig.

Seit 1996 überträgt NBC die Sommerspiele. Winterspiele zeigt NBC seit 2002. Für Vancouver 2010 überweist man 820 Millionen Dollar, für London knapp 1,2 Milliarden. Der Mutterkonzern General Electric zahlt zusätzlich 160 Millionen als einer von neun IOC-Sponsoren. Die Liaison ist finanziell erfolgreich, bislang verkaufte NBC stets genügend Werbeplätze. Zudem, auch das ist ein Wert: Olympia lockt Frauen an die TV-Geräte. „Da gucken mehr Frauen als Männer.“

## 2014: – „Wait and see“

Ebersol, der 2004 einen Flugzeugab-

sturz überlebte, bei dem einer seiner Söhne starb, lässt keinen Zweifel daran, dass er auch ab 2014 Olympia übertragen will. Nur wolle man mit der Vertragsunterzeichnung nichts überstürzen. „Wait and see“, sagt er: „Es ist im Interesse des IOC, auch der Nationalen Olympischen Komitees und der Sportfachverbände, auf eine bessere wirtschaftliche Situation zu warten.“ Das sagen auch Rogge und die IOC-Unterhändler, etwa Marketingchef Timo Lumme: „Wir können warten. Unser Job ist es, ein maximales Ergebnis zu erlösen.“

Ebersol erinnert daran, dass die TV-Verhandlungen Anfang der neunziger Jahre wegen der schlechten ökonomischen Lage schon einmal verschoben wurden: 1990 erhielt Atlanta die Sommerspiele 1996 - aber erst 1993 wurden die TV-Rechte für Atlanta vergeben. Und nun bewirbt sich Chicago um die Sommerspiele 2016. „Ich kann mir nicht vorstellen“, behauptet Ebersol, dass die Diskussion über die Fernsehrechte und über die Sonderrolle des amerikanischen NOK in der Olympia-vermarktung „die Entscheidung über die Sommerspiele 2016 beeinflussen“. Was man so sagt als Big Spender.

Die meisten Zuhörer können sich auch etwas nicht vorstellen: Dass Dick Ebersol das ernst meint.

## Über den Autor

Jens Weinreich ist Sportjournalist im besten Sinne. Der Grimme-Online-Award-Gewinner beschäftigt sich kritisch mit den Vorgängen rund um den Sport abseits von Tabellen und Spieltagsanalysen. „Journalismus an den Schnittstellen von Sport, Politik, Wirtschaft, Medien“, schreibt Weinreich über sich. Und das findet man alles in diesem Text.

## Ebersols Einkaufswagen

Ebersol hat bislang diese olympischen TV-Rechte für die USA erworben und besorgte damit mehr als die Hälfte sämtlicher IOC-Einnahmen:

1988, Seoul:	300 Mio \$
1992, Barcelona:	401 Mio \$
1996, Atlanta:	456 Mio \$
2000, Sydney:	705 Mio \$
2002, Salt Lake City:	545 Mio \$
2004, Athen:	793 Mio \$
2006, Turin:	613 Mio \$
2008, Peking:	894 Mio \$
2010, Vancouver:	820 Mio \$
2012, London:	1181 Mio \$



# Ausländer raus?

Von Martin.Hoffmann@qube-online.de

Die U-21-Europameister sind Multi-Kulti wie noch keine deutsche Jugendnationalmannschaft vor ihnen. Doch dank einer neuen Regel könnten viele der „Helden von Malmö“ bald schon dem DFB den Rücken kehren.

Was haben Sami Khedira, Jerome Boateng, Ashkan Dejagah und Änis Ben-Hatira gemeinsam? Richtig, sie alle dürfen sich seit gestern U-21-Europameister nennen und feierten ihren Erfolg bis zum Morgengrauen in den Discos von Malmö.

Sie alle könnten aber auch schon bald für eine andere Nationalmannschaft auflaufen. Denn beim letzten Kongress des Weltfußballverbandes FIFA auf den Bahamas wurde eine Änderung der Spielordnung beschlossen, die schon jetzt für viel Unruhe im deutschen Lager sorgt.

58 Prozent der FIFA-Delegierten stimmten in Nassau dafür, dass Fußballer künftig auch nach dem 21. Lebensjahr noch den Verband wechseln können. Selbst wenn sie bereits ein Pflichtspiel für ein anderes Land absolviert haben.

Auch Horst Hrubeschs U-21-Europameister könnten davon betroffen sein. 13 von 23 Spielern aus dem EM-Kader haben einen Migrationshintergrund. Sieben Spieler in der Startformation des Finales gegen England haben zumindest ein Elternteil mit nicht-deutschen Wurzeln.

## „Regel leuchtet nicht ein“

Grund genug also, um sich beim DFB mit dem Thema auseinanderzusetzen. „Diese Regel leuchtet mir nicht ein und öffnet Tür und Tor“, schimpfte Bundestrainer Joachim Löw vor ein paar Tagen. „Ich kann nicht begreifen, wie es zulässig sein kann, dass ein Profi, der bereits in der U 21 das Trikot einer Nation getragen hat, später noch einmal für ein anderes Land auflaufen darf. Da bleibt die Identifi-

kation – und um die geht es ja bei Länderspielen auch –auf der Strecke.“

Der erste Spieler, der sich die neue FIFA-Regel zunutze gemacht hat, ist der Schalcker Jermaine Jones. Der Sohn eines US-Soldaten und einer Deutschen sah für sich trotz dreier Freundschaftsspiele für den DFB keine Chance mehr bei Joachim Löw in der A-Nationalmannschaft und verkündete daraufhin seinen Wechsel in den Verband der USA.

Ein Einzelfall? Keineswegs. Auch Kevin-Prince Boateng, Halbbruder des frischgebackenen Europameisters Jerome Boateng, teilte vor kurzem mit, in Zukunft nur noch für Ghana, das Heimatland seines Vaters, auflaufen zu wollen. Boateng hatte von der U 15 an alle Nachwuchsmannschaften des DFB durchlaufen, war von Horst Hrubesch zuletzt allerdings nicht für die U-21-EM in Schweden nominiert worden.

## Talentschmiede Deutschland

Das Werben um Nationalspieler mit doppelter Staatsbürgerschaft ist indes keine neue Erfindung. Schon seit Jahren versuchen andere Verbände immer wieder, deutsche Spieler mit Migrationshintergrund abzuwerben. So unterhält etwa der türkische Fußballverband TFF in Köln sein Europabüro und versucht von dort aus, türkischstämmige Talente für seine Nachwuchsmannschaften zu rekrutieren. Im Zentrum des Interesses stand bis vor kurzem auch der beste Spieler des U-21-EM Finales, der Bremer Mesut Özil.

Der kam im Februar dieses Jahres beim 0:1 gegen Norwegen zwar auch schon in der deutschen A-Nationalmann-

HSV-Spieler Dennis Aogo hat schon mehrfach Angebote des nigerianischen Fußballverbandes ausgeschlagen. (Rautenfreund)



schaft zum Einsatz. Dank der „Lex Nassau“ könnte Özil jetzt aber erneut ins Visier der türkischen Talentscouts rücken, weil sein Debüt im DFB-Dress nur ein Freundschaftsspiel war. Özil selbst hat sich, sehr zur Erleichterung von Bundestrainer Löw, inzwischen aber eindeutig festgelegt und möchte in Zukunft nur noch für Deutschland auflaufen.

Auch der Hamburger Dennis Aogo bekommt regelmäßig Post vom nigerianischen Fußball-Verband. „Erst kürzlich haben die mich wieder für die nächsten Länderspiele eingeladen“, erzählt Aogo, der in Karlsruhe als Sohn eines Nigerianers geboren wurde. „Aber natürlich habe ich die Einladung abgelehnt. Alles andere ist für mich kein Thema, weil ich meine Perspektive in der deutschen Auswahl sehe“, sagt der 22-jährige Mittelfeldspieler, der bei der EM in allen fünf Begegnungen eingesetzt wurde.

## Zweite Chance Ausland

Doch nicht alle Spieler, die eine zweite Staatsbürgerschaft haben, wissen schon so sicher wie Aogo und Özil, dass sie auch in Zukunft für den DFB auflaufen wollen. Sebastian Boenisch von Werder Bremen zum Beispiel wird immer wieder mit dem polnischen Verband in Verbindung gebracht. Und auch Änis Ben-Hatira (Tunesien), Ashkan Dejagah (Iran), Chinedu Ede (Nigeria) und Fabian Johnson (USA) könnten trotz des EM-Titels mit Deutschland irgendwann den Verband wechseln, wenn sie beim DFB keine Chance mehr für sich sehen.

Titel holten, sind jede Menge Spieler mit mehr als einer Staatsbürgerschaft. Waren die Erfolge der deutschen Nachwuchsteams also nur ein Strohhalm, weil dem DFB ein Exodus droht?

## Keine Gefahr für Deutschland

Wohl eher nicht. Marko Marin, Andreas Beck und Gonzalo Castro sind nach ihren Einsätzen im A-Team in EM- bzw. WM-Qualifikationsspielen für Deutschland festgespielt. Kapitän Sami Khedira denkt gar nicht an einen Einsatz für einen anderen Verband („Mein tunesischer Vater ist stolz darauf, dass ich für Deutschland spiele“). Und Spieler wie Torhüter Manuel Neuer, Abwehrchef Benedikt Höwedes und der Doppeltorschütze des EM-Finales, Sandro Wagner, kommen sowieso aus einem rein deutschen Elternhaus.

Außerdem kann man der neuen Situation auch durchaus etwas Positives abgewinnen, wie DFB-Sportdirektor Matthias Sammer anmerkt: „Das ist eine saubere Regelung. Wir sind ohnehin bestrebt, dass nur Spieler für Deutschland auflaufen, die klar sind in ihrer Denkweise, die sich mit dem Land identifizieren. Die wissen, was es bedeutet, dieses Trikot zu tragen.“

Und so muss man wohl erst die nächsten Jahre abwarten, um beurteilen zu können, ob die Europameister von Malmö ihren Erfolg auch in der deutschen A-Nationalmannschaft wiederholen können.

Auch in den folgenden Jahrgängen der U 17 und U 19, die ebenfalls den EM-



U-21-Nationalspieler Ashkan Dejagah (links) besitzt neben der deutschen auch die iranische Staatsbürgerschaft. Wenn er wollte, könnte er den Verband wechseln. (AP)

Wäre dies kein Dummy, dann wäre Qube hier zu Ende. Warum? Lesen Sie mehr im Editorial auf Seite 4.



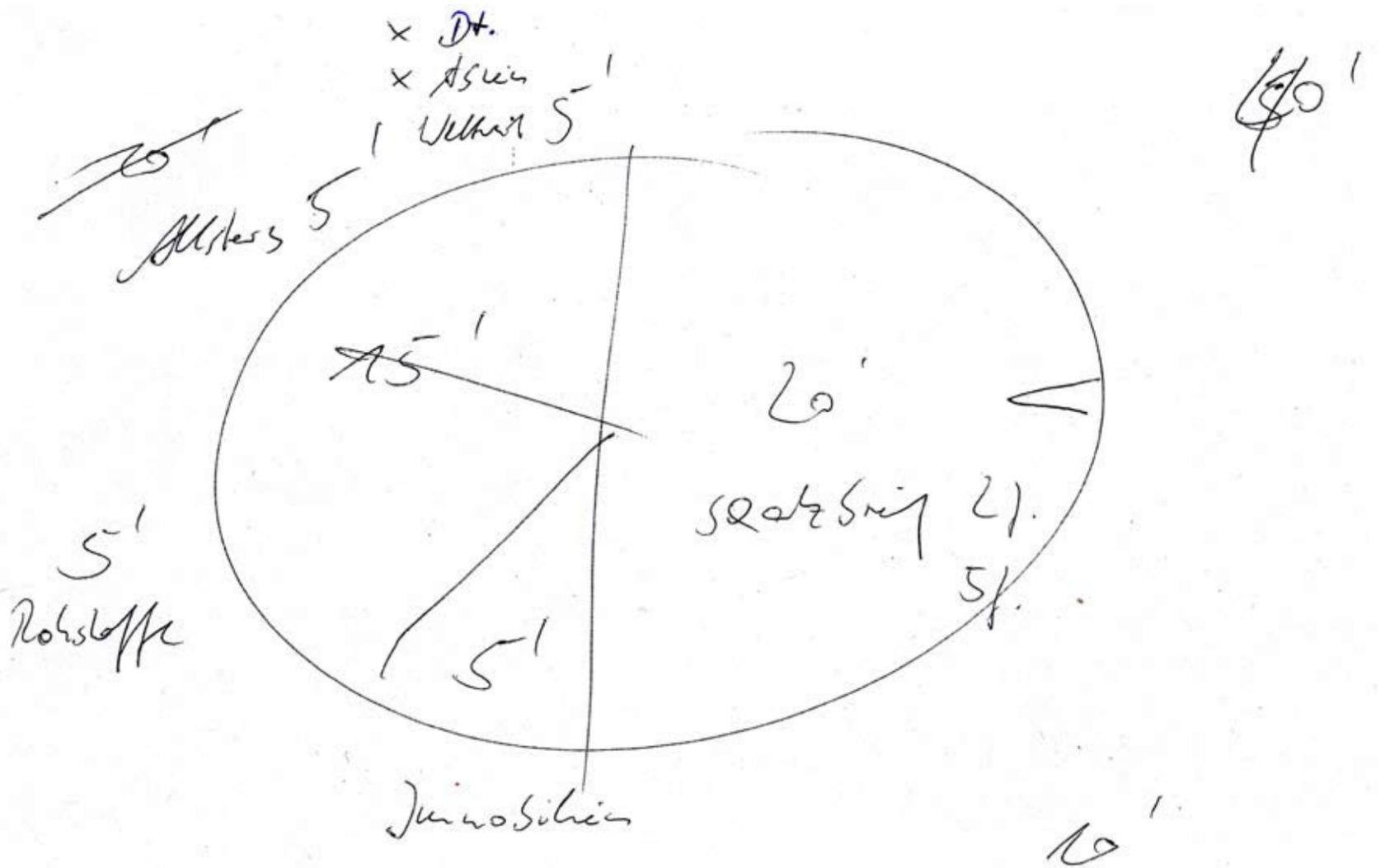
Bankentest | Wirtschaftspolemik | Qtip | Strukturvertriebe | Gratissoftware



## Die 50.000-Euro-Frage

Von Nike.Bodenbach@qube-online.de unter Mitwirkung von Christian Schlüter

Die Finanzkrise macht es dem Privatanleger nicht einfach. Soll er sein Geld überhaupt noch zur Bank tragen? Oder lieber in die Matratze einnähen? Um herauszufinden, was mir die Banken raten, gebe ich vor, 50.000 Euro geerbt zu haben.



Handarbeit statt Computergrafik: Commerzbankberater Panter erklärt seine Anlagestrategie. (Recherchematerial)

Ich vereinbare Beratungsgespräche mit der Sparkasse, der Deutschen Bank, der Volksbank und der Commerzbank. Alle Anlageberater konfrontiere ich mit den gleichen Bedingungen: 10.000 Euro sollen stets verfügbar sein, weitere 10.000 brauche in zwei Jahren wieder und die restlichen 30.000 Euro dürfen ruhig länger angelegt werden. Für alle Anlagen gilt jedoch: Möglichst wenig Risiko. Bitte keine Lehman-Papiere. Wie unterschiedlich die Berater diese Prämisse interpretieren, zeigt dieser – zugegeben – nicht ganz repräsentative Test.

### Sparkasse: Die Konservative

Bei meinem ersten Test in der Sparkassenfiliale am Darmstädter Luisenplatz bin ich zunächst überrascht. Das Personal begrüßt mich nicht im klassi-

schen Bankeroutfit, sondern in Jeans und Polo-Shirt. Auf den Shirts prangt der Satz „Wenn Sie Geld wollen: Bitte lächeln! – von mir aus. Es ist Teil einer Promotion-Aktion, wie ich später erfahre. An der Information herrscht zunächst Verwirrung, als ich mich anmelde. Schließlich geleitet man mich auf eine elegante Ledercouch, die schon deutlich mehr als die sportlich gekleideten Angestellten nach Bank aussieht. Wenige Minuten später begrüßt mich Frau Schröder\* und führt mich in ein helles freundliches Büro. Nachdem sie mir Kaffee und Wasser angeboten hat, beginnt das Gespräch. Ich offenbare, dass ich 50.000 anlegen will. Das wusste die Beraterin bis dato nicht, denn die Sparkasse war die einzige der vier getesteten Banken, die nicht nach der Höhe der Anlagesumme am Telefon gefragt hatte. Umso erfreuter zeigt sich Frau Schröder, dass sie für mich zuständig ist. „Ab 100.000

Euro geht's dann in den zweiten Stock zu einem Betriebswirt. Ich bin Fachwirtin und berate Kunden bis 100.000 Euro“.

Der Dialog verläuft schnell und zielgerichtet. „Die Sparkasse hat keine Probleme in der Finanzmarktkrise“, sagt sie mir und ich staune. Ein Grund dafür sei die generell konservativ und risikoarm gehaltene Anlageberatung. In meinem Fall bedeutet das: Tagesgeld, Geldmarktfonds, Sparbrief und Immobilienfonds. Unternehmensanleihen seien zu riskant und auch von Aktienfonds rät sie zurzeit ab. Wir beenden das Gespräch nach 40 Minuten und ich werde zu einem Folgetermin eingeladen, „dann auch in richtigem Bankoutfit“, verspricht Frau Schröder lachend. Ich fühle mich gut behandelt und ernst genommen. Aber gibt es wirklich nicht mehr Möglichkeiten das Geld anzulegen?

### Deutsche Bank: Die Ernsthaftige

Bei der Deutschen Bank bin ich bei Weitem nicht die Einzige, die auf Beratung aus ist. Auf dem Flur im ersten Stock drängen sich die überwiegend grauhaarigen Kunden. Ich fühle mich plötzlich sehr fit und agil. Frau Müller, meine Beraterin, fischt mich aus der Masse. Wir müssen erstmal einen freien Raum suchen, so viel Betrieb ist heute. Wir finden schließlich ein fensterloses Kabuff auf der Etage für Firmenkunden. Besser behandelt werden die offensichtlich auch nicht. Frau Müller fragt erstmal: „Kaffee oder Wasser?“. Schön, also doch noch ein Raum mit Wohlfühlatmosphäre.

Sie will wissen, ob ich mir schon nähere Gedanken zu meiner Anlage gemacht habe? Ja, habe ich. Dann malt sie das wiederkehrende Element einer



Alles bloß ein Test: Der Geldkoffer ist und bleibt eine schöne Bastelarbeit. (T. Lauer)

jeden Anlageberatung auf: Das Magische Dreieck. Vertrauen Sie keiner Beratung ohne das Magische Dreieck! An seinen drei Ecken stehen die Begriffe Liquidität, Rendite und Sicherheit. Es sagt: Willst du von einem viel, musst du bei den anderen Abstriche machen.

Nach schneller Abhandlung der kleineren Beträge wendet sich Frau Müller dem größten Batzen zu, den 30.000 Euro für eine langfristige Anlage. Ein Computerprogramm hilft uns, das Richtige für mich zu finden. Allerlei will es dafür wissen, zum Beispiel wie viel ich verdiene und ob ich ledig bin. Dann muss ich mich für ein sogenanntes Risikoprofil entscheiden. Fünf gibt es davon. Ich bleibe vernünftig und wähle das zweitsicherste Profil „Einkommen“. Klingt gut. Die anderen haben ebenso klangvolle Namen, aber von „Dynamik“ lasse ich lieber die Finger.

Es gilt, viele Kreuzchen zu machen. Gewissenhaft ist wohl das Wort, das Frau Müllers Beratung am besten beschreibt. Schritt für Schritt führt sie mich, von der Software unterstützt, durch die Beratung. 90 Minuten nimmt sie sich für mich Zeit. Sie erklärt alle Angebote und Risiken ausführlich. Zwischendrin mache ich fast schlapp, so dicht ist der Zahlendschungel geworden. Mein Wasserglas ist längst leer.

Als wir uns schließlich von unseren Stühlen erheben, haben wir allerlei Möglichkeiten durchgesprochen. Ich fühle mich gut beraten, Frau Müller hat Engagement gezeigt. Jetzt brauche ich erstmal eine Pause. Mal sehen, was die von der Volksbank auffahren.

### Volksbank: Die Konfuse

„Bringen Sie die 50.000 Euro dann in bar mit?“ Schon bei der Terminvereinbarung am Telefon bekomme ich den Eindruck, dass man bei der Volksbank

nicht ganz so erfahren in der Anlageberatung ist. Ein Eindruck, der sich im Gespräch bestätigen wird. Kaum durchschreite ich die Volksbankpforte, bin ich verwirrt. Ich finde mich nicht in einer Bank wieder, sondern am Empfang eines hiesigen Energieversorgers. Bin ich hier richtig? Ja, bin ich – allerdings versteckt sich die Volksbanktresen schüchtern hinten links in der Ecke. Ich werde in ein kleines Eckbüro geführt, in dem Tageslicht allenfalls durch die Milchglasscheiben zu erahnen ist. Das Gespräch beginnt. „Ich bin seit 40 Jahren im Bankgeschäft“, lässt mich Herr Wagemann\* wissen. Erfahrung von der ich gerne profitieren würde, doch er ergänzt: „aber solche Zeiten hab' ich noch nie erlebt“. In väterlicher Manier bekomme ich das Gefühl vermittelt, dass ich meine 50.000 Euro doch lieber im heimischen Sparstrumpf lagern sollte. Die Volksbank scheint mein Geld nicht zu brauchen. „Tagesgeld? Klar, kann man schon machen, aber ganz ehrlich – da sind die Direktbanken besser als wir“, man kennt offenbar seine Schwächen. Für unser Gespräch scheint er auch sonst wenig motiviert. Dennoch versuche ich herauszufinden, welche Konditionen und Möglichkeiten die Volksbank zu bieten hat. Die sind übersichtlich: Es fallen die Begriffe Wachstumssparen und Festgeld. Was das genau bedeutet, bleibt allerdings schleierhaft. Nach mehrfachen Nachfragen fällt schließlich noch das Wort Fonds. Der Berater kommt auf UniGarant zu sprechen – ein Aktienfonds, der bis 2016 läuft. Viel mehr erfahre ich nicht, aber dafür gib es ja die Info-Broschüre. Dafür lerne ich in dem 25-minütigen Gespräch Herr Wagemann persönlich kennen. Er hat einen Bruder in den USA und einen Bekannten, der bei Spekulationen mit dem Australischen Dollar ins Schwitzen geraten ist. Kaffeeklatsch könnte man meinen, nur ohne Kaffee, denn der bleibt mir ebenso versagt wie ein Glas Wasser. Dass sich mein Geld bei

der Volksbank vermehrt, glaube ich nicht. Um eins bin ich aber auf jeden Fall reicher: Verwirrung.

### Commerzbank: Die Schnittige

Wer sich bis jetzt gefragt hat, wo die dynamischen Banker mit dem auschreitenden Gang abgeblieben sind, wird bei der Commerzbank fündig. Herrn Panter\* Händedruck ist noch fester, als man ihn von einem forschen Anlageberater ohnehin erwartet. Er stellt sich als Wertpapierspezialist vor und ich ahne, dass er kein Freund von konservativen Anlagen ist.

Dass es um 50.000 Euro geht, weiß er schon, denn nach der Summe hatte man mich bereits am Telefon gefragt. Nun sitze ich ihm in einem Licht durchfluteten Raum gegenüber. Ich hoffe, dass er mir eine dieser 0,2-Liter-Saftfläschchen anbietet, die man von Konferenztischen kennt. Tut er aber nicht, die Getränke auf dem Sideboard bleiben unangetastet.

Herr Panter fragt, was ich mit dem Geld vorhabe. Selbst im Schlaf könnte ich meine Anlagestrategie herunterbeten. Dann schiebt er mir ein Papier rüber, auf dem ich ankreuzen soll, wie viel Risiko ich eingehen will. Ich entscheide mich für „konservativ orientiert“, das ist die drittsicherste Stufe. Insgesamt gibt es sechs, die risikoreichste nennt sich optimistisch „Chancen-orientiert“.

Herr Panter ist von meiner Wahl nicht wirklich begeistert und lässt mich wissen, dass junge Menschen in der Regel die draufgängerischen Stufen wählen. Für einen Moment fühle ich mich sehr alt.

Doch auch bei meiner Risikostufe würde ich einen Teil des Geldes in Aktienfonds anlegen. Und hier ist Herr Panter zuhause. „Wir wollen doch auch ein bisschen Spaß haben!“ sagt er. Es

geht kumpelhaft zu.

Anstatt das Geld in einen Dachfonds zu stecken, der verschiedene Aktienfonds enthält, will er selbst eine Auswahl treffen. „Was die Fondsmanager da machen, das kann ich auch“, teilt er mir mit. Immerhin habe er 15 Jahre Erfahrung. Mir schlackern die Ohren, als er mir einen Rohstofffonds empfiehlt, in den ich 5.000 Euro stecken soll. „Blackrock World Mining Fund“ heißt der Fonds – ich muss kurz an kleine Kinder in staubigen Stollen denken.

Nach 75 Minuten haben wir eine Strategie ausgearbeitet. Ich halte Ausdrucke und Broschüren in den Händen. Beim Rausgehen scherzt Herr Panter über Testkunden, die ihm schon Besuche abgestattet hätten. „Aber so schätze ich Sie nicht ein.“, lacht er und verteilt seinen festen Händedruck.

### Der Vorhang zu...

...und alle Fragen offen. Nach einem Tag randvoll mit Beratungsgesprächen weiß ich zumindest eines: Es gibt viele Möglichkeiten, mein Geld anzulegen. Nur welche die Richtige für mich wäre, das weiß ich auch nach Stunden des Zahlenjonglierens nicht. Außer dem Magischen Dreieck gibt es keinen roten Faden, der sich durch die Anlageberatung zieht. 50.000 Euro sind verdammt viel Geld, da ist soviel Unklarheit ärgerlich. Vier Banken, vier Charaktere – auf welche ich mich einlassen würde, muss ich zum Glück nicht entscheiden. Am Ende bin ich froh, dass in meinem Koffer nur Spielgeld war. Hätte ich wirklich 50.000 Euro auf dem Konto – ich baute mir lieber einen Tennisplatz im Vorgarten. Und dabei spiele ich noch nicht einmal Tennis.

\*Name von der Redaktion geändert

## Das sagen die anderen

### Spiegel Online:

„Um das gestiegene Misstrauen der Kunden auszugleichen, muss den Berichten zufolge getrickt werden: ‚Da im Investmentbereich nichts mehr läuft, versucht man unter dem Deckmantel der ganzheitlichen Beratung, Versicherungen zu ‚verticken‘, das ist das Einzige was zählt‘, schildert ein Banker seine Situation. Ein anderer berichtet, wie ‚auf Teufel komm raus‘ alle Produkte im Depot gedreht würden, weil auch das mehr Provision bedeute. ‚Im Vier-bis-acht-Wochen-Takt‘ werde auf die Anleger ‚eingeredet‘, ist in einem anderen Bericht zu lesen. ‚Hauptsache die Terminquote stimmt.‘“

### Handelsblatt:

„Die Verbraucherzentralen haben der Bankberatung in Deutschland ein schlechtes Zeugnis ausgestellt. [...] Insgesamt kommen die Autoren zu dem Schluss: ‚Die Qualität der Bankberatung in Deutschland ist trotz Finanzkrise katastrophal.‘ Arno Gottschalk von der Verbraucherzentrale Bremen kommentierte: ‚Ich bekomme täglich einiges an Falschberatung auf den Tisch. Trotzdem ist es bestürzend, dass von 25 Beratern tatsächlich 24 schon im Ansatz scheitern.‘ Bankmitarbeiter hätten berichtet, dass die Krise intern nicht thematisiert werde. ‚Sie sollen verkaufen, was die Unternehmensleitung für gut befindet‘, wird...“

# Das empfehlen die Banken konkret:

## Sparkasse

### 10.000 Euro immer verfügbar

Tagesgeldkonto der Sparkasse mit 1,1% p.a. oder Deka Geldmarktfonds (Zinssatz 2008: 2,84% p.a.)

### 10.000 Euro nach 2 Jahren verfügbar

Sparbrief der Sparkasse: bei 2 Jahren Laufzeit: 2,00 %, bei 4 Jahren: 3,50%

### 30.000 Euro langfristige Anlage

Deka-Immobilienfonds Europa: Zinssatz 2008: 3,5%, Empfehlung: über mind. 5 Jahre laufen lassen

## Commerzbank

### 10.000 Euro immer verfügbar

Tagesgeld mit 1,00 % p.a.

### 10.000 Euro nach 2 Jahren verfügbar

Commerzbank Schatzbrief mit zweijähriger Laufzeit

### 30.000 Euro langfristige Anlage

Aufteilung des Betrages: 10.000 Euro in einen Commerzbank Schatzbrief mit 5-jähriger Laufzeit, 5.000 Euro in den Immobilienfonds Hausinvest Europa, 5.000 in einen Rohstofffonds von Blackrock, 5.000 Euro in den Commerzbank Allstars Fonds, 5.000 Euro in den Fidelity South East Asia Fund, bestückt mit asiatischen Unternehmensaktien

## Volksbank

### 10.000 Euro immer verfügbar

VR-Tagesgeld mit 1,50% p.a.

### 10.000 Euro nach 2 Jahren verfügbar

VR-Wachstumssparen: Zinssatz im 1. Jahr: 2,00% p.a., Zinssatz im 2. Jahr: 2,05% p.a., Das Geld ist das erste Jahr festgeschrieben, danach gibt es eine dreimonatige Kündigungsfrist.

### 30.000 Euro langfristige Anlage

VR-Festgeld: Ein konkretes Angebot wurde nicht gemacht, ab 25.000 und 180 Tagen, kann man aber mit 1,05% Zinsen rechnen. oder: Aktienfond UniGarant Best of World.

## Deutsche Bank

### 10.000 Euro immer verfügbar

Sparcard mit 0,5% p.a.

### 10.000 Euro nach 2 Jahren verfügbar

Festzinssparen mit 1,5% p.a., Deutsche Bank Anleihe bis 30.12.2011 mit 2,437% p.a.

### 30.000 Euro langfristige Anlage

Aufteilung des Betrages: 12.000 Euro in Stufenzins über 6 Jahre (4,0-4,4%), 12.000 Euro in Anleihe bis 30.12.2015 (4,1% p.a.), 6.000 Euro in Geldmarkt- und Aktienfonds Step Invest Top Dividende, evtl. auch einen Teil in einen Bausparvertrag stecken



# Mehr Krise, bitte!

Von [Andreas.Kalb@qube-online.de](mailto:Andreas.Kalb@qube-online.de)

Die Panikmache rund um die Wirtschaftskrise nervt. Jeden Tag schaut ein Politiker betroffen in die Fernsehkameras und malt den Teufel an die Wand. Sicher kann alles ganz furchtbar werden. Aber das Debakel hat auch positive Seiten.



Diese Ex-Banker werden die Meinung unseres Autors nicht teilen. (AP)

**T**rotz aller Schreckensmeldungen: Im Moment kaufen die Leute wie bescheuert ein. Das ist ja auch verständlich bei den ganzen Vorteilen. Zu verdanken haben wir die Krise den Sündern aus der Hochfinanz. Go to hell, yes we can! Nach der Bankeninquisition war Benzin pro Liter gleich 40 Cent billiger. Die Nebenkostenabrechnung der Wohnung fällt seit einer gefühlten Ewigkeit zum ersten Mal wieder niedriger aus. Autos gibt es staatlich subventioniert, inklusive Jahrhundertrabatt und Null-Prozent-Zins-Finanzierung. Dank des kriselnden Pfunds ist Shopping in England zum Geheimtipp für Schnäppchenjäger geworden. Selbst wenn die Teetrinker samt Londoner Börse untergehen und im Meer ertrinken, wen kümmert das? Nächstenliebe bringt keine Bonuszahlungen. Außerdem: Kein Mensch mag Engländer! Fragen Sie mal die Franzosen. Eine Islandreise zu den Schafhirten war bislang den gut betuchten Investmentbankern vorbehalten. Wer konnte sich

den Trip sonst leisten? Jetzt gibt es die Vulkaninsel dank Krise auch für Normalsterbliche. Mal ehrlich, wer hat sich nicht diebisch gefreut, als die feuerten Lehman-Banker im Armani-Anzug – mit dem Karton unterm Arm – aus der Bank schlichen? Vermutlich müssen die Herren jetzt den Ferrari gegen einen Porsche tauschen. Mir kommen die Tränen.

## Wer Marktwirtschaft will, muss auch mit Insolvenzen leben

Ins Fegefeuer stürzen nur die einfachen Leute. Hier kommt kein Bundesadler und verteilt seidene Fallschirme. Das ist der eigentliche Skandal unserer angeblich sozialen und christlichen Marktwirtschaft. Sobald eine Bank Milliarden verbrennt, werden in den hiesigen Ministerien ganze Sonderarbeitsgruppen gebildet und die Gelddruckmaschinen angeworfen. Der Plan sieht offenbar vor: Wir löschen das Feuer, indem wir es mit Papier er-

sticken. Die Regierungsvertreter tun immer so geschockt, dabei gehören Insolvenzen zum gesunden Wirtschaftskreislauf. Die Firma Grundig ist vor Jahren gescheitert, weil man die Entwicklung zum Flachbildfernseher verschlafen hatte. Der Tante-Emma-Laden um die Ecke wurde irgendwo zwischen Metro und Arcandor zerquetscht. Es wurde doch immer behauptet, dass Wirtschaft so funktioniert. Warum pumpt der Staat dann heute Milliarden in Autokonzerne, die keinerlei Innovation zeigen? Wer kauft denn bitte Opel, wenn er nicht gerade selbst dort am Fließband steht? Wegen mir kann es Ford Deutschland gleich auch noch erwischen. Deren Überraschungseidesign ist nur mit erheblichen Sehdetiziten ertragbar. Welcher angeblich so testosterongesteuerte Mann will eine Frau respektive Auto ohne Frontspoiler, aber stattdessen mit fettem Hintern? Jede Firma, die den Bach runtergeht, sichert bei der besseren Konkurrenz Arbeitsplätze. Die Milliarden aus den Hilfspaketen könnten

genauso gut in Bildung und Kindergartenplätze fließen. Bei den Summen hätte bald jedes Kind eine eigene Krippe plus Privatlehrer. Vielleicht hätten die cleveren Nachkommen dann endlich den Verstand, gegen den Willen der Öl-Lobby ein Elektroauto auf den Markt zu bringen. Da ist die heilsbringende Marktlücke, die dazu noch Arbeitsplätze schafft. Stattdessen gibt es Panikmache, wohin man schaut. Vielleicht weil der Mensch in der Panik gern die Orientierung verliert und kopflos den Alphatierchen folgt. Die Chance auf etwas Neues verstreicht. Die Politik klammert sich an die alten Götter und hofft auf ein Wunder.

## Qutipp

### Wie baue ich mir ein billiges Minigewächshaus?

#### Man braucht:

- Eine leere Plastikflasche
- Den Deckel einer Tennisball- oder Federballdose
- Erde
- Pflanzensamen oder -setzlinge (z.B. Farn, Grünlilie)
- Messer und/oder Schere
- Bohrer

Den Flaschenhals gerade und sauber abschneiden. Ein Loch in den Flaschenboden bohren (das zarte Pflänzchen muss ja atmen können). Erde in die Vertiefung des Dosendeckels füllen. Samen oder Setzling in die Erde setzen und gießen. Die Flasche über den Dosendeckel stülpen. An einen sonnigen Ort stellen. Die Pflanze jeden Tag mäßig durch das Loch im Deckel gießen.

Auch einen tollen Tipp parat? Bekannt machen auf [qube-online.de](http://qube-online.de)!



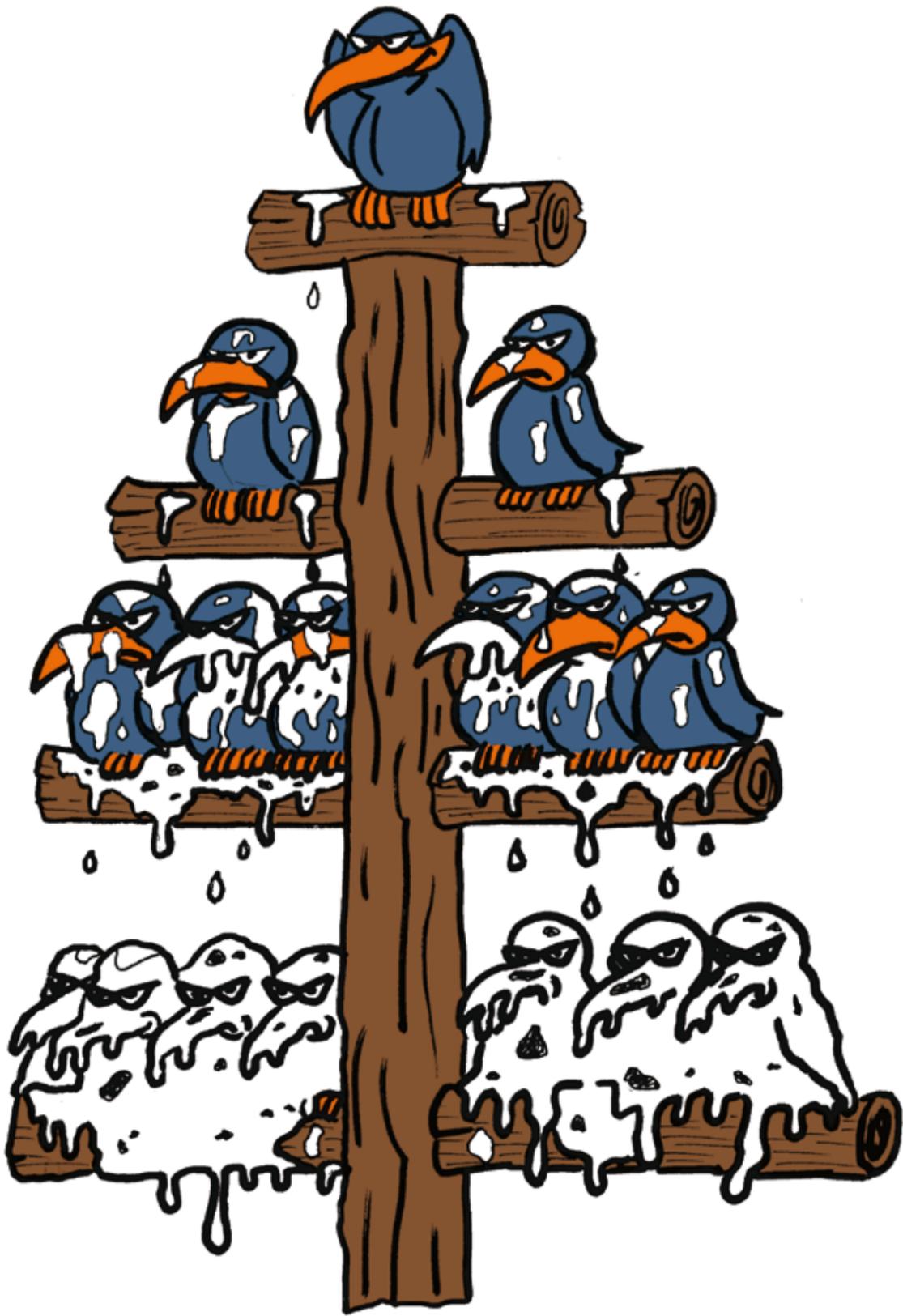
Foto: E. Heidenfelder



# Finanzdienstleister und ihr falsches Spiel

Von Tanja.Husfeld@qube-online.de

Steuern sparen, günstige Versicherungspolicen finden, richtig investieren; Finanzdienstleister brüsten sich damit, dem Kunden das Beste anzubieten. Warum sie trotzdem alles andere als barmherzige Samariter sind.



Wer in der Hierarchie unten hockt, ist angeschissen.

**W**o ist bloß der Haken? Das fragt sich wohl jeder, der schon einmal mit Strukturvertrieben zu tun hatte. Finanzberatungen ködern jedes Jahr tausende junge Menschen, sich zumindest einmal ihre Versprechungen vom schnellen Reichtum anzuhören. In schicken Bürokomplexen oder ganzen firmeneigenen Luxushotels prasseln die verlockendsten Versprechungen auf die Bewerber ein, alles scheint greifbar: 4.000 Euro pro Monat im Nebenjob, ein Porsche mit 25. Vorne steht einer, der es geschafft hat, der auf der Karriereleiter ganz oben ist und sein Geld nur dadurch verdient, dass er erfolgreich neue Mitarbeiter akquiriert. Spätestens bei solchen „Informationsabenden“ mit Gehirnwäsche-Faktor müssten die Alarmglocken läuten, doch dem traumhaften Schein wollen und können sich nur wenige sofort verweigern.

## Das Ziel jedes Beraters: Vertragsabschlüsse

Wie verdient man als Finanzberater im Strukturvertrieb wirklich sein Geld? Zuerst einmal ist man die glorifizierte Form des Versicherungsvertreters, aber ganz „frei“ und „selbständig“, jeder sein eigener Chef. Man besucht die Kunden zu Hause, klärt, welche Versicherungen, Investments, Vorsorgepläne und finanziellen Wünsche vorliegen und optimiert die Situation des Kunden. Diese „Optimie-

rung“ bedeutet für die Dienstleister allerdings primär eins: Neue Verträge abschließen über Riester-Renten, Unfallversicherungen und alles andere, was die Partner der Finanzdienstleister im Programm haben.

## Provisionen nach dem Schneeballprinzip

Wo ist der Haken im Traumland des schnellen Geldes ohne ewiges Vertreterdasein? Die Rekrutierer und Vorgesetzten verdienen immer mit. Das Zauberwort heißt Provision, fünf Prozent vom Umsatz des Neuen sind Usus. Bis man einmal von den Provisionen leben kann, muss man allerdings ein Heer von Finanzberatern unter sich versammeln - das Schneeballprinzip ist perfekt. Denn wie soll ein solches Prinzip sich ewig fortsetzen? Das ist schlicht unmöglich. Der große Traum vom Sportwagen erfüllt sich also nur für die Wenigsten oder – und hier wird es für soziale Kontakte richtig brenzlich – für den Skrupellosesten. Um möglichst schnell an neue, nicht absolut beratungsresistente Kunden zu gelangen, bedienen sich die Finanzdienstleister eines doppelten Tricks. Sie werben mit den oben erwähnten Methoden möglichst junge Studenten, Berufsanfänger und Arbeitslose und sorgen dafür, dass die neuen Mitarbeiter zu allererst ihre Familien und ihren Bekanntenkreis für eine Finanzberatung gewinnen. Da das Umfeld von jungen Menschen ebenfalls recht

jung ist, minimiert sich die Chance, dass alle den Trick der Branche sofort durchschauen oder bereits umfassend mit Lebensversicherungen und Investmentplänen ausgestattet sind. Weigern sich die Jobanwärter schon vor der Anstellung ihre persönlichen Kontakte mit hineinzuziehen, wird die Mitarbeit im Beraternetz „nicht empfohlen“.

## Die Seifenblase platzt schnell

Auf diese Weise sichern sich die Beraternetze genügend Nachschub an Kunden und stetigen Nachwuchs für ihre Ränge. Etwa zehn Prozent der jungen Belegschaft wird häufig innerhalb eines Jahres ausgetauscht. Einerseits, weil sich die Menge an Bekanntschaften irgendwann erschöpft und die Rechnung für die neuen Aufstreber nicht aufgegangen ist, andererseits, weil die meisten, selbst wenn es für sie finanziell akzeptabel läuft, bemerken in was sie hineingeraten sind. Wer nicht zu den kleinen Fischen gehört, aber dennoch aussteigen will, dem wird schnell klar wie unfrei die freien Berater in der Pyramide sind. In Foren und Vereinen organisieren sich zum Beispiel ehemalige Mitarbeiter eines Finanzbetriebes in der Rhein-Neckar-Region, um sich über ihre Wege in die Beraterfalle, ihren Ausstieg und Klagen gegen ihre Ex-Arbeitgeber auszutauschen. Ihr Credo: dem kurzen Traum vom Geld folgt meist die große Ernüchterung. Auf wie vie-

le taube Ohren diese Warnungen noch stoßen, werden wir in einigen Jahren in den Mitarbeiterstatistiken besagter Firmen ablesen können.

\* Firmennamen von der Redaktion geändert

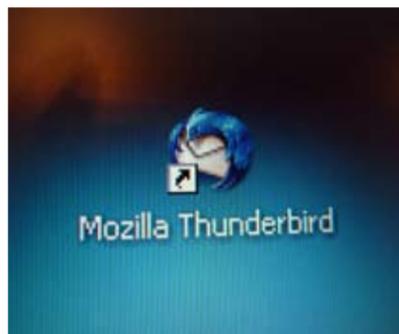


# Laden kostet nix

Von Nike.Bodenbach@qube-online.de, Fotos: Tobias Lauer

Wer seinen Computer mit allerlei hilfreichen Programmen aufmotzen will, braucht nicht tief in die Tasche zu greifen. Denn die Anzahl toller kostenloser Software ist Legion. Und viele dieser Programme müssen sich vor ihren kommerziellen Gegenstücken wahrlich nicht verstecken. Qube hat die schönsten Grathelferlein zusammengestellt.

## Grundausrüstung



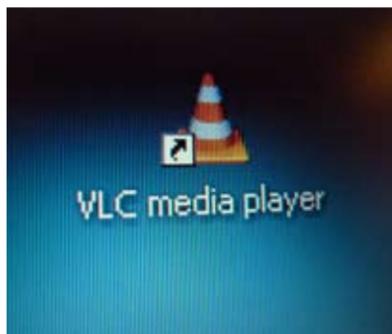
### Thunderbird

Der E-Mail-Client aus dem Hause Mozilla – bekannt durch den führenden Gratisbrowser Firefox – ist durchweg empfehlenswert. Ein vollwertiger Helfer für alle, die die Nase vom Webmail-Abrufen gestrichen voll haben. Wer mehrere Mailadressen hat, kann schnell und einfach verschiedene Konten einrichten. Nie wieder deinstallieren!



### OpenOffice

OpenOffice ist das Gratis-Gegenstück zu Microsofts Office-Paket. Man bekommt genau das, was man von der Kaufsoftware schon kennt. OpenOffice kommt so ähnlich daher, dass man sich fragt, wie das legal sein kann. Deswegen fällt die Bedienung den meisten spontan leicht. Ein Problem sollte allerdings nicht verschwiegen werden: Will man seine OpenOffice-Dateien mit Microsofts Programmen öffnen, gibt's häufig Probleme. Gleiches gilt für den webbasierten Dienst Google Docs, der bis auf gelegentliche Kompatibilitätsprobleme ebenso sauber arbeitet.



### VLC Media Player

Keinen Bock mehr auf Mediaplayer, die ständig rummosern weil sie ein Format nicht kennen? Dann ist der VLC das richtige Programm. Der kann wirklich alles abspielen, samt Exoten. Wer große Mpeg-Dateien runterlädt, kann sie mit dem VLC sogar schon anschauen, bevor sie komplett geladen sind.



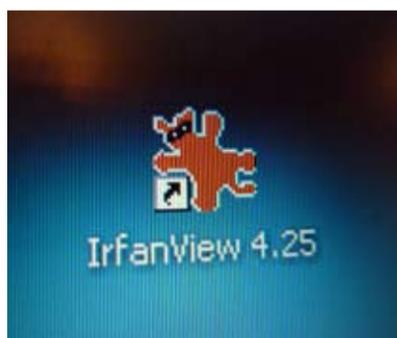
### Avira Antivir

Dieser Virenschutz kostet nichts und schützt trotzdem vor unangenehmen Besuchern. Man kann allerlei Einstellungen vornehmen, zum Beispiel wie oft der Computer nach Viren und anderen Störenfriedern durchsucht werden soll. Das sollte man auch tun, denn sonst ploppt ständig „Luke Filewalker“ auf, der viel Systemleistung frisst. Außerdem gibt's täglich ein Pop-Up. Wen das nicht stört, der ist hier gut bedient.



### CD-Burner XP

Diese Gratis-Brennsoftware funktioniert tadellos. Neben Audio- und Daten-CDs/-DVDs sind auch Blu-Rays, ISO-Images und HD-DVDs kein Problem. Die einfache Bedienung per Drag an Drop erschließt sich sofort. Eine absolute Alternative zum kostenpflichtigen Nero.



### IrfanView

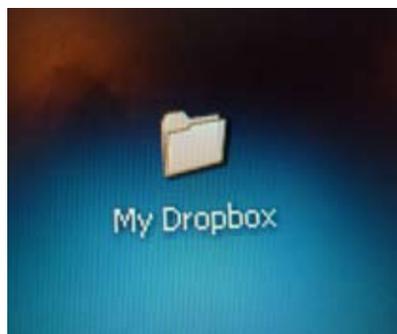
IrfanView ist ein populärer Bildbetrachter für Windows. Seine Beliebtheit ist nicht unbegründet: Er lädt schnell, erstellt unkompliziert Diashows und verfügt über einfache Werkzeuge zur Bildbearbeitung. Mit der Thumbnail-Funktion kann man ganze Alben zügig bearbeiten.

## Sonderausstattung



### Gimp 2

Das kostenlose Bildbearbeitungsprogramm Gimp2 braucht sich vor dem teuren Platzhirsch Photoshop nicht zu verstecken. Gimp2 verfügt über alle wichtigen Funktionen und Werkzeuge. Die Oberfläche ist übersichtlich gestaltet. Besonders wer schon einmal Photoshop genutzt hat, wird sich schnell zurechtfinden. Super für die private Foto-Verschönerung.



### Dropbox

Dropbox ist das perfekte Tool für alle, die ihre Dateien ständig auf dem USB-Stick rumtragen müssen. Das Programm sieht zwar aus wie ein normaler Ordner, ist es aber nicht. Dateien, die in den Dropbox-Ordner gelegt werden, synchronisieren sich sofort mit einem Web-Account auf den man von überall Zugriff hat. Oder man erzeugt einen Link und jeder kann darüber eine Datei herunterladen. Und damit nicht genug: Man kann Ordner anlegen, die man sich mit anderen Nutzern teilt. Jede Änderung in diesem Ordner erscheint sofort in der Dropbox der anderen. Ein großer Spaß!



### CC-Cleaner

Der CC-Cleaner hilft PC-Usern, ihre Festplatte von allerlei Müll zu befreien. Denn Windows merkt sich so viel Unnützes und das kostet massiv Speicherplatz. Nach einem Durchgang mit dem CC-Cleaner stehen schnell wieder einige hundert Megabyte mehr zur Verfügung. Ungeliebte Programme deinstalliert das Programm außerdem wesentlich schneller als Windows selbst.



### XMedia Recode

Diese Software leistet gute Dienste beim Umwandeln von Audio- und Video-Dateien. Wer seinen Lieblingsfilm auch unterwegs auf dem Ipad schauen will, bringt ihn mit XMedia Recode ins passende Format. Dazu muss man nicht einmal das richtige Format kennen. Einfach einstellen, für welches Gerät die Datei umgewandelt werden soll – den Rest besorgt die Software fast von allein.



Rise Against | Comics | Hutdesign | Kurzgeschichte



## Krisengewinnler

Von Till.Erdenberger@qube-online.de

Rise Against haben die gesellschaftliche Relevanz in den Punkrock zurück gebracht. Denn obwohl sie in Nordamerika im TV vorkommen, obwohl sie für große Sponsoren werbewirksame Sessions spielen, gerät dadurch das Anliegen nicht in den Hintergrund, etwas zu transportieren. Die wütendsten Songs werden die Singles, und nicht auf den hinteren Rängen der Albumdramaturgie versteckt. Die Anhängerschar wächst – Die Band ist Krisengewinnler wider Willen.

Ich hätte keine Probleme damit gehabt, wenn wir mit den Inhalten, für die wir stehen, Einzug in den Mainstream gefunden hätten. Aber es kam anders: Dank Bush und der aufziehenden Krise kam der Mainstream zu uns. Unsere Themen und unsere Musik sprechen eine immer größer werdende Schar von Menschen an. Wenn Punk zu Mainstream wird, habe ich nichts dagegen. Natürlich würde es genügend Leute geben, die nur an der Oberfläche des Phänomens kratzen. An der Attitüde des Punk selbst würde das nichts ändern. Punk is about having guts, you know?“ Das sagt Rise-Against-Sänger Tim McIllrath und hebt sich damit erfrischend von den Attitude-Beschwörern, den Hütern der reinen Lehre, ab, für die Mainstream der Feind und Platten verkaufen Sünde ist. Was soll er aber auch sagen? Es läuft gut. Platin in den USA und Kanada, hohe Chartplatzierungen für das aktuelle Album „Appeal to Reason“ auch hierzulande und eine ausverkaufte Europatour.

### Jedem Anfang wohnt ein Zauber inne

Und doch: Krise, Krise, Krise. Die weltwirtschaftliche Apokalypse steht ins Haus oder wird wenigstens von Medien und Untergangspropheten gleichermaßen beschworen. Eine tolle Situation für eine politische Rockband. Reibungspotenzial ohne Ende. Und in diese Situation stößt ein Hoffnungsträger, der mit alldem nichts zu tun hat und jetzt mit einem Paket aus diffusen Erwartungen und vagen Hoffnungen des Westens als Hypothek ins Rennen geschickt wird. Tim McIllrath, ist diese Situation für einen neuen Präsidenten Obama eher Bedrohung oder Chance? „Zumindest haben wir mit diesem Präsidenten eine bessere Chance, die Situation zu meistern, als wir es mit einem Präsidenten McCain gehabt hätten. Eine große Herausforderung für ihn, denn er hat eine Menge Probleme von seinem Vorgänger und den rechten Republikanern geerbt. Die Bush-Administration hat sich zu sehr darauf konzentriert, Geschäftsbeziehungen



Der Mainstream ist im Punk angekommen: Rise Against waren schon da. (Geffen)

mit privaten Unternehmen aufrecht zu erhalten, anstatt die Probleme in unserem Land als auch die außenpolitischen Herausforderungen anzunehmen. Aber Obama wird diese Probleme zumindest angehen, auch wenn er eine sehr komplizierte Aufgabe vor sich hat.“

### Gelebte Verantwortung

Dass Musiker und Künstler aus anderen Disziplinen sich politisch zu engagieren haben, ist für den 29-jährigen selbstverständlich. Das Cover des Albums zieren nicht nur Lese- und

Filmtipps, sondern auch der Hinweis, dass Cover und Booklet aus recyceltem Material bestehen. Rise Against nehmen ihre Sache und vor allem ihre Verantwortung als mündige Künstler ernst. „Musiker können sowohl das Hirn als auch das Herz ihrer Zuhörer erreichen, das gibt ihnen eine gewisse Macht, die sie mit Verantwortung nutzen müssen. Es geht darum, den Leuten zu sagen, dass sie sich engagieren sollen. Wir wollen ihnen nichts vorschreiben, unsere Einstellung zu den Dingen wird ja sowieso recht deutlich.“

### Der Bildungsauftrag

Wie frustrierend ist es, vor dem Hintergrund des selbstaufgelegten Bildungsauftrags jeden Abend vor einem Publikum zu spielen, das die Botschaft der Band sowieso schon kennt, fragt man sich, wenn man dem Sänger mit den beiden verschiedenfarbigen Augen so engagiert dozieren hört. „Es ist natürlich nicht besonders fruchtbar, wenn du deine Botschaften unter eine Menge bringst, die die richtigen Antworten sowieso schon kennt. Deshalb freuen wir uns, dass wir nach und nach ein größer werdendes Publikum erreichen. Aber vergiss nicht: Wir sind Musiker, keine Politiker. Auf unseren Konzerten geht es darum, dass wir alle eins sind und wir alle gemeinsam das Gefühl haben, ein Team zu sein.“

### Gute Zeiten – schlechte Zeiten?

Mit im Boot haben sie die Tierschutzorganisation PETA, die Organisation der Irak-Veteranen gegen den Krieg und einen ganzen Haufen an guten Botschaften in schlechten Zeiten. Fast hofft man, dass sich die Zeiten nie ändern werden, nur damit Bands wie Rise Against gegen sie ankämpfen können. Zum Schluss: Kann es denn überhaupt besser werden? „Ich bin immerhin sicher, dass wir in vier Jahren wieder irgendwo Krieg führen werden. Wir Amerikaner vergessen sehr schnell, was wir aus der Geschichte gelernt haben.“ Rise Against muss es auch in 20 Jahren noch geben, soviel steht fest.



# Von der Wüste ins Netz

Von Sabrina.Mueller@qube-online.de

Beim Wort „Comic“ fallen uns sofort lustige Bilder ein: Donald Duck, der schimpfend durchs Haus rennt, der dicke Obelix, der schmatzend auf einer Wildschwein-keule herum kaut, Superman, wie er wieder einmal die Welt rettet. An die Tuareg, das Wüstenvolk der Sahara, denken wir nicht.



Er kam in seinem Jeep zu unserer Siedlung in den Air Bergen.



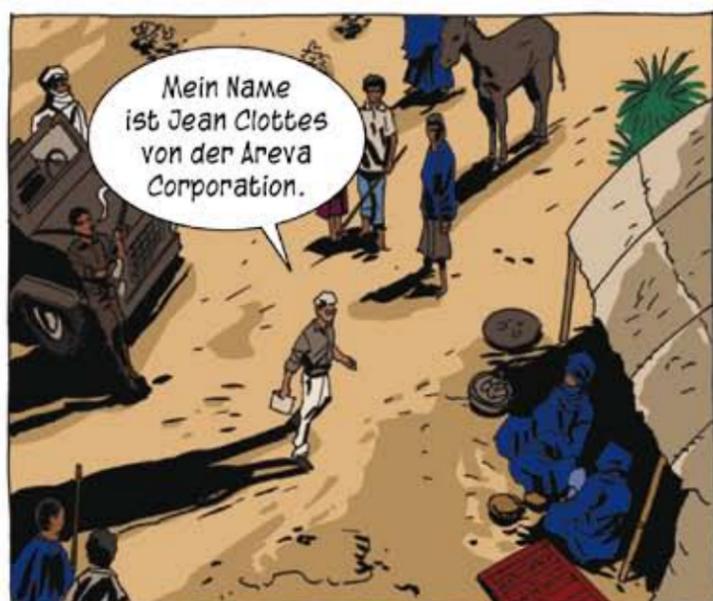
In Begleitung von einigen Soldaten, wohl um uns Angst einzujagen.



Aber für uns Kinder war das alles spannend, denn wir hatten keine Idee, was er vor hatte.



Bleibt alle ruhig. Wir kommen in Frieden...



Mein Name ist Jean Clottes von der Areva Corporation.



Sind Sie der Führer dieser Siedlung?



Ich bin Mohamed Aghali Zakara.



Kann ich bitte ein Wort mit Ihnen sprechen?

Bitte, seien Sie mein Gast.

Mit seinem Webcomic „Air“ möchte David Boller auf das Leid der sogenannten Ritter der Wüste aufmerksam machen. Es geht um den Stammesführer Mohamed Aghali Zakara, der sich in Niger gegen das französische Militär zur Wehr setzt, das verarmte Tuareg für die Arbeit in den Minen von Arlit rekrutiert.

„Über die Konflikte im Irak oder Gaza berichten die Medien ständig. Dass es den Tuareg mindestens genauso schlecht geht, darüber redet niemand.“ Das Volk lebe in der kargsten Umgebung der Welt und jeder versuche es aus seinem Land zu vertreiben.

Im Kampf um das Uran ihres Landes seien die Tuareg ebenfalls unterlegen. „Sie haben so gut wie gar nichts mehr und werden trotzdem noch weiter ausgebeutet“, erklärt Boller.

Die Geschichte zu der Graphic Novel, die der Autor jetzt häppchenweise auf seiner Webseite veröffentlicht, habe er schon länger im Kopf gehabt: „Bisher hatte ich nur nie den Mut sie zu veröffentlichen.“ Seit März erfahren die User jeden Mittwoch, wie es weitergeht.

Hat er die Geschichte zu Ende erzählt, verkauft er sie als Buch. Warum „Air“ nicht gleich als Graphic Novel im Han-

del erscheint? „Comics nur gedruckt zu veröffentlichen ist einfach altmodisch, wir befinden uns ja nicht mehr im Mittelalter.“ Gerade bei jüngeren Leuten nehme das Internet schon einen wichtigeren Platz ein als das Fernsehen. „Habe ich mal drei Tage kein Netz, fühle ich mich regelrecht von der Welt abgenabelt.“ Mit seiner Webseite „zampano-online.com“ könne er viel mehr Menschen erreichen und eine Bindung zu ihnen aufbauen. „In den USA kostet ein Spiderman-Comic fast vier Dollar, das kann sich doch kein Mensch mehr leisten.“ Zudem seien die Hefte und Bücher ja meistens eingeschweißt. „Du kaufst das Heft auf gut Glück und hoffst,

dass es gut ist. Im Internet siehst du vorher, ob dir das Comic gefällt und kaufst es dann.“ Werbung auf der Seite und das Merchandising rund um Zampano bringen David Boller zusätzliches Geld in die Kassen. „Man kann auch im Internet Geld verdienen, man muss nur einen kleinen Umweg in Kauf nehmen.“

## Seine Comics richten sich an Erwachsene mit Anspruch

Zweifel daran, dass sich „Air“ auch gedreht gut verkauft, hat er nicht. „Man sieht ja an der Musikindustrie, dass es funktioniert. Okay, ein Zehnjähriger kauft sich Air vielleicht nicht

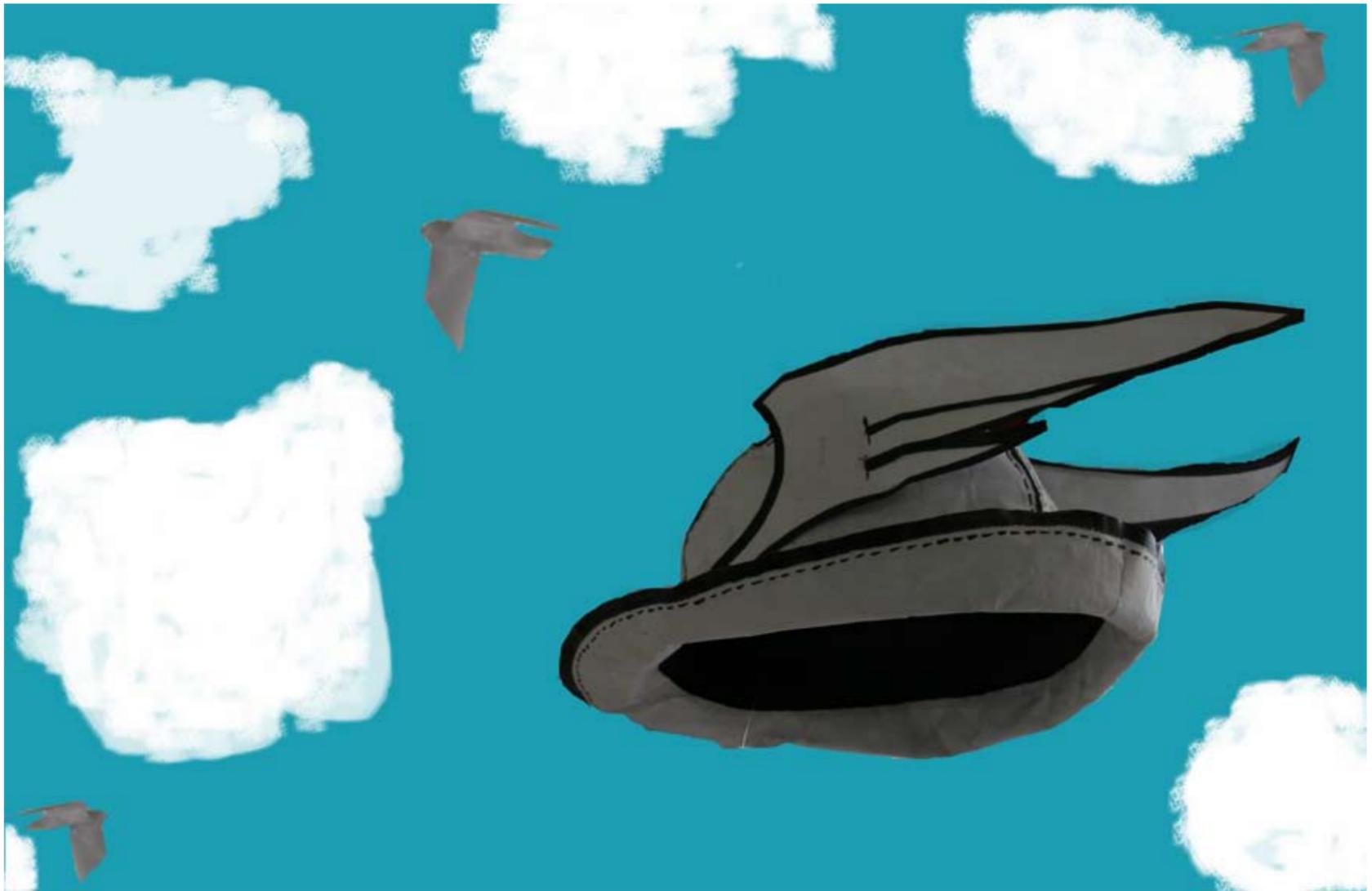




# Schneiden nach Zahlen

Von Nadia.Wattad@qube-online.de

Mit ein wenig Geschick können auch Ungeübte ihren ganz persönlichen und wetterfesten Hut herstellen. Wie es funktioniert? Mit dem Bastelbogen „Schmitthut Hut-Bausatz“ und einer Menge Inspiration.



Geflügelte Kopfbedeckung – ein Hut wie auf Red Bull. (Schmitthut/N.Wattad)

**S**usanne Schmitt, Hutdesignerin im südhessischen Darmstadt, findet ihre Ideen hauptsächlich unter Menschen, bei einem Spaziergang in der Stadt oder einer Fahrt in der Straßenbahn. Um eine neue Inspirationsquelle zu finden, kann auch Altes erhalten. Es wird studiert, bis man einen neuen Einfall hat, und so umgewandelt, dass auch etwas völlig Gegensätzliches entstehen kann.

„Inspiration ist der Motor, das Schöne. Nichts anderes treibt mich an.“ Doch neben dem Schönen als Triebfeder ist Inspiration für Susanne Schmitt auch Arbeit, die in uns ein Feuer entfachen kann. So entstehen Produkte, die sich immer wieder wandeln können. Oft ist ein neues Erlebnis nur davon abhängig, dass etwas vermeintlich Fertiges einem weiteren Prozess unterworfen wird.

Zum Beispiel ein Schnittmusterbogen.

So einer, wie man ihn aus den Fünfzigern von Aenna Burda kennt. Die ehrgeizige Geschäftsfrau hatte damals mit den Schnittmusterbögen in ihrem Modemagazin „Burda Moden“ eine bahnbrechende Ära in der deutschen Wirtschaftsgeschichte eingeläutet. Jeder konnte auf einmal die teuren Kleider abgebildeter Modelle nachschneiden. Im Nachkriegsdeutschland verhalf sie so vielen Frauen zu einem neuen Selbstwertgefühl.

## Ein Schnittmuster umzusetzen ist aufwändiger als ein Stadtbummel

Was bis in die achtziger Jahre hinein als stabiles Geschäftsmodell galt, verlor jedoch in den Neunzigern seinen Reiz. Denn seit es H&M, C&A sowie diverse andere Billiglabels gibt, ist es nicht mehr notwendig, selbst die Nähmaschine anzuwerfen. Hinzu kommt der Zeitfaktor. Was in den Fünfzigern

ein beliebtes Hobby war, ist heute höchstens noch eine liebgewonnene Beschäftigung älterer Damen.

Hutdesignerin Susanne Schmitt hat den verstaubt anmutenden Schnittmusterbogen wieder neu belebt. Zusammen mit ihrem Bruder setzte sie ihre Idee kurzerhand um. Das Ergebnis war der Bastelbogen „Schmitthut Hut-Bausatz“. Dieser wurde im Jahr 2009 von der Bundesrepublik Deutschland für den Designpreis nominiert.

Das Prinzip ist dasselbe wie bei den Burda-Schnittbögen. Neben der Interaktion erreicht Susanne Schmitt damit auch neue Kunden.

Das Hut-Modell war so erfolgreich, dass aus der ersten Idee eine zweite, ähnliche entstand: Der „Schmitthut Hut-Bastelbogen“ aus Papier. Denkbar als Zeitungsbeilage, die Leser nach der Lektüre anregt, selbige nicht zu ent-

sorgen, sondern sich mit ihr weiter auseinander zu setzen. Sich inspirieren zu lassen, etwas mit Hilfe des Papiers zu formen. So kann die Zeitung neben Leseobjekt, Verpackungsmaterial und Abdeckhilfe auch noch als plastisches, selbst erschaffenes Objekt dienen.

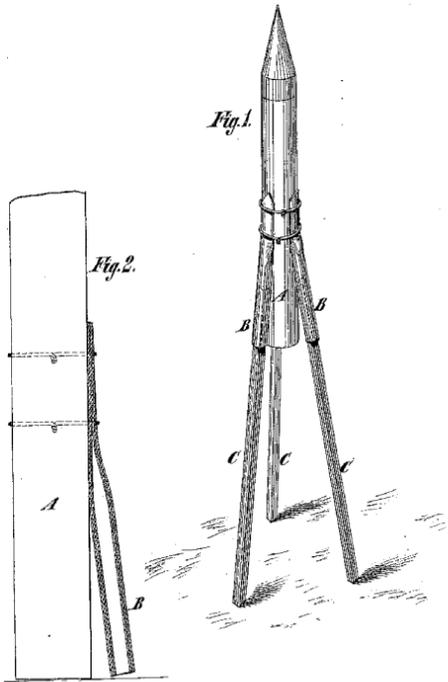
Wie Frau Burda einmal bemerkt hat: „Ich werde zeigen, dass Wunder machbar sind.“



Glücksschwein mit Kleeblatt und Marienkäfer: Da kann mit der Inspiration nichts mehr schief gehen. (Schmitthut)



## Kurzgeschichte



Gregs Flugzeug landete gegen 20 Uhr in San Francisco, doch er stand bis weit nach Mitternacht in der Schlange vorm Zollschalter. Braungebrannt und mit einem Dreitagebart war er der ersten Klasse entstieg, noch voller Energie vom vergangenen Monat am Strand von Cabo (drei Tage die Woche Tauchen und den Rest der Zeit französische Studentinnen verführen). Vor gut vier Wochen hatte er die Stadt verlassen, ein Verlierer mit hängenden Schultern und schlaffem Bauch. Jetzt war er ein sonnengebräunter Adonis, dem die Stewardessen verstohlene Blicke zuwarfen.

Nach vier Stunden Schlange stehen war er wieder bei den Sterblichen angekommen. Sein anfänglicher Elan hatte sich verflüchtigt, Schweiß rann zwischen seinen Arschbacken hinunter und seine Wirbelsäule fühlte sich so steif an wie ein Hockeyschläger. Sein iPod hatte schon vor einer Weile schlapp gemacht, womit seine einzige Ablenkung darin bestand, das ältere Pärchen vor ihm zu belauschen.

„Wunder der Technik“, sagte die Frau, während sie auf ein Schild an der Seite deutete: Einreisekontrolle – powered by Google.

„Ich dachte, die wollten erst nächsten Monat anfangen.“ Der Mann balancierte einen riesigen Sombrero auf seinem Kopf. Googeln an der Grenze. Himmel. Greg war vor sechs Monaten bei Google ausgestiegen, hatte seine Aktienoptionen zu Geld gemacht und eine Auszeit genommen, was letztendlich nicht zu den erhofften kreativen Höhenflügen geführt hatte. Fünf der sechs Monate war er hauptsächlich damit beschäftigt, die Computer seiner Freunde zu reparieren, Talkshows im Fernsehen zu gucken und 5 Kilo zuzunehmen (letzteres lag wahrscheinlich daran, dass er zu Hause nicht 24 Stunden Zugang zu einem gut ausgestatteten Fitneßstudio hatte wie im Googleplex).

Natürlich war es abzusehen. Die US-Regierung hatte 15 Milliarden Dollar investiert um Fluggäste zu fotografieren und ihre Fingerabdrücke zu speichern, und hat doch nicht einen einzigen Terroristen geschnappt. Die Behörden besaßen ganz offensichtlich nicht die Werkzeuge, um richtig zu suchen. Der Beamte vom Heimatschutzministerium blinzelte mit müden geröteten Augen auf seinen Monitor, während er ungelentk die Tastatur bearbeitete. Kein Wunder, dass es vier Stunden dauerte, um diesen scheiß Flughafen zu verlassen. „n Abend“, sagte Greg und reichte ihm seinen verschwitzten Pass. Der Beamte grunzte etwas unverständliches, öffnete ihn mit einer routinierten Bewegung und zog ihn durch den Scanner. Dann starrte er weiter auf seinen Bildschirm und tippte. Tippte eine Menge. In seinem Mundwinkel klebten vertrocknete Essensbröckchen, er leckte sie sich mit der Zunge gedankenverloren ab.

„Wolln Sie mir vielleicht was von Juni '98 erzählen?“

Greg hatte die letzte Minute geistesabwesend auf die Abflugtafel gestarrt.

„Wie bitte?“

„Am 17. Juni 1998 haben Sie eine Nachricht auf alt.burningman gepostet, über Ihre Absicht, ein Kunstfestival zu besuchen. Hier steht: ‚Sind Zauberpilze wirklich eine so schlechte Idee?‘“

Der Beamte im Vernehmungsraum war älter und so hager, als hätte man ihn aus einem knorrigen Stück Holz geschnitzt. Seine Fragen gingen weitaus tiefer als Zauberpilze.

„Erzählen Sie mir von ihren Hobbys. Interessieren Sie sich für Modellraketen?“

„Was?“

„Modellraketen.“

„Nein. Nein, das tue ich nicht.“ Greg hatte so eine Ahnung, wo das hinführte.

Der Beamte notierte sich etwas, klickte weiter auf seinem Bildschirm herum.

„Sehen Sie, ich frage nur, weil ich hier einen scharfen Anstieg von Werbung für Modellraketenbauteile sehe, die neben Ihren Suchergebnissen und Ihrer Google Mail eingeblendet wurde.“

Gregs Magen zog sich zusammen.

„Sie können sich meine Google-Suchen und E-Mails anzeigen lassen?“

Er hatte seit einem Monat keine Tastatur mehr angefasst, aber ihm war klar, dass er der Google-Suchbox wahrscheinlich mehr über sich anvertraut hatte als seinem Psychiater.

„Bitte, beruhigen Sie sich. Nein, wir überwachen nicht ihr Suchverhalten und wir lesen auch nicht ihre E-Mails“,

sagte der Beamte mit einem spöttischen Unterton.

„Das wäre verfassungswidrig. Was wir sehen können, sind lediglich die Google-Anzeigen, die neben ihren Suchergebnissen und in ihren Mails erscheinen. Ich habe hier eine Broschüre, in der alles beschrieben wird. Sie kriegen sie, sobald wir beide fertig sind.“

„Aber das ist bloß Werbung, das bedeutet rein gar nichts“,

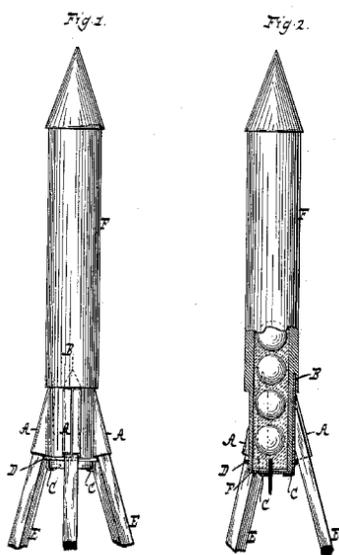
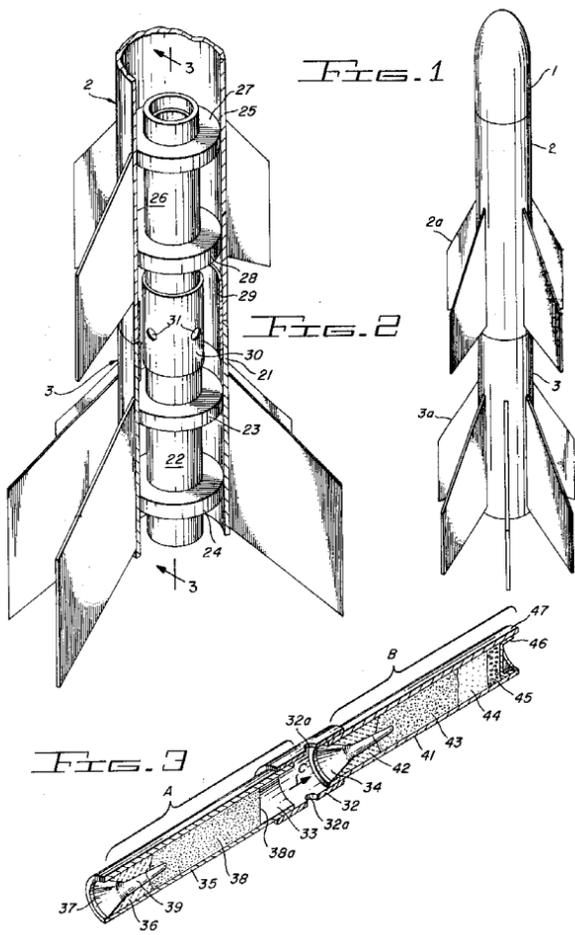
brach es aus Greg hervor.

„Ich bekomme Werbung für kreationistische Schulbücher, wenn mir mein Freund aus Darwin, Minnesota schreibt!“

Der Beamte nickte.

„Ich verstehe Ihr Problem. Und genau das ist der Grund, warum wir beide miteinander reden. Weshalb, glauben Sie, taucht bei Ihnen diese Werbung für Raketenbauteile so häufig auf?“

Weiter geht's auf [qube-online.de](http://qube-online.de)



## Über den Autor

Cory Doctorow aus Kanada ist Autor, Journalist und Blogger. Seine literarischen Werke veröffentlicht der Mann mit der dicken schwarzen Brille nicht nur auf Papier, sondern auch frei zugänglich im Netz. Er ist Mitbegründer des legendären Weblogs [boingboing.net](http://boingboing.net).

# Kurznachrichten

+++++

Die **USA** stehen vor einer **Wende in der Klimapolitik**. Das Repräsentantenhaus hat ein Gesetz verabschiedet, das erstmals Grenzwerte für schädliche Gase vorschreibt.

+++++

Erneuter **Weltrekord für Schwimmerin Britta Steffen**. Bei den deutschen Meisterschaften in Berlin legte sie die 100 Meter Freistil in 52,56 Sekunden zurück.

+++++

Die genaue **Todesursache** von **Michael Jackson** ist weiterhin unklar. Der King of Pop wurde 50 Jahre alt.

+++++

Mitarbeiter der **Briten im Iran festgenommen**. Der Konflikt zwischen Iran und Großbritannien hat sich erheblich verschärft. Acht einheimische Angestellte der britischen Botschaft in Teheran wurden wegen ihrer „Rolle bei den Unruhen“ nach der umstrittenen Präsidentschaftswahl festgenommen.

+++++

Militärputsch: Der **Präsident von Honduras ist gestürzt**. Der Präsident Manuel Zelaya ist von Militärs entmachtet worden. Inzwischen wurde er nach Costa Rica ausgeflogen. Tausende Menschen demonstrierten gegen den Putsch.

+++++

Die **Entführung** eines vor der Küste Somalias gekaperten **Schiffs** ist nach Lösegeldzahlung beendet. Nach zehn Wochen in der Hand somalischer Piraten ist der belgische Frachter Pompei wieder frei. Die zehn Besatzungsmitglieder sind unverletzt.

+++++

UNESCO erklärt **Wattenmeer zum Weltkulturerbe**. Es ist die erste deutsche Naturlandschaft, die in die Liste des Welterbes aufgenommen worden ist.

+++++

Nach 13 Jahren stehen erstmals wieder **zwei Deutsche im Viertelfinale von Wimbledon**. Sabine Lisicki und Tommy Haas gewannen ihre Spiele bislang ohne Satzverlust.

+++++

Anlagebetrüger Bernard **Madoff zu 150 Jahren Haft verurteilt**. Madoff betrog Kunden um bis zu 65 Milliarden Dollar. Der Fall gilt als größter Betrugsfall der Börsengeschichte.

+++++

Kanzlerin ist gegen die **Erhöhung der Mehrwertsteuer**. Angela Merkel erteilte entsprechenden innerparteilichen Überlegungen eine klare Absage.

+++++

**Unterricht** an Berlins Schulen **wird schlechter**. Laut Jahresbericht der Schulinspektion erfüllt nur noch jede dritte Schule die Anforderungen.

+++++

Das deutsche **Preisniveau bleibt stabil**. Im Monat Juni sind die Preise nach ersten Hochrechnungen lediglich um 0,1 Prozent gestiegen.

+++++

Zwölf Tote in Tschechien. Die **Überschwemmungen** im Osten des Landes forderten **mindestens zwölf Todesopfer**.

+++++

Das deutsche **U21-Fußballteam ist Europameister**. Sie besiegten die englische Juniorenmannschaft mit 4:0.

+++++

**Entführte Deutsche frei**. Die in Somalia von Bewaffneten entführte Lehrerin eines SOS-Kindergartens in Mogadischu ist wieder frei.

+++++

**Union und SPD verlieren**. Wenn am Sonntag Bundestagswahl wäre, kämen CDU/CSU auf 35 Prozent (-1), für die SPD stimmten 24 Prozent (-1).

+++++

Merkel und Obama verurteilen **Gewalt im Iran**. Obama nannte das Vorgehen der Führung in Teheran gegen eigene Bürger empörend.

+++++

**Klonfleischfreie Zone**. In Deutschland soll kein Fleisch von Nachfahren geklonter Tiere verkauft werden. Nach EU-Recht ist dies möglich. Agrarministerin Aigner will das verhindern.